

Besprechungen/Reviews/Comptes rendus

- Marie-Pierre Bousquet/Karl S. Hele (Hg.), *La blessure qui dormait à poings fermés: l'héritage des pensionnats autochtones au Québec*, Montréal: Recherches amérindiennes au Québec, 2019 (Helga Bories-Sawala)
- Claire Barel-Moisan/Jean-François Chassay (dir.), *Le roman des possibles. L'anticipation dans l'espace médiatique francophone (1860-1940)*, Montréal : PUM, 2019 (Alex Demeulenaere)
- Catherine Carstairs/Bethany Philpott/Sara Wilmshurst, *Be Wise! Be Healthy! Morality and Citizenship in Canadian Public Health Campaigns*, Vancouver: UBC Press, 2018 (Elena Dück)
- Doerte Bischoff/Susanne Komfort-Hein (Hg.), *Handbuch Literatur & Transnationalität*, Berlin/Boston: Walter de Gruyter, 2019 (Jürgen Erfurt)
- Guy St-Denis, *The True Face of Sir Isaac Brock*, Waterloo, Ont.: University of Calgary Press, 2018 (Michael Friedrichs)
- Julia Christensen/Christopher Cox/Lisa Szabo-Jones (Hg.), *Activating the Heart: Storytelling, Knowledge Sharing, and Relationship*, Waterloo, Ont.: Wilfrid Laurier University Press, 2018 (Michael Friedrichs)
- Denyse Baillargeon, *To Be Equals in Our Own Country: Women and the Vote in Quebec*, Vancouver: University of British Columbia Press, 2019 (Marie-Claude Gill-Lacroix)
- Kevin Vallely, *Rowing the Northwest Passage: Adventure, Fear, and Awe in a Rising Sea*, Vancouver and Berkeley: Greystone Books, 2017 (Brigitte Glaser)
- Darryl Leroux, *Distorted Descent: White Claims to Indigenous Identity*, Winnipeg: University of Manitoba Press, 2019 (Julia Guha)
- David McGrane/John D. Whyte/Roy Romanow/Russell Isinger (eds.), *Back to Blakeney: Revitalizing the Democratic State*, Regina: University of Regina Press, 2019 (Julia Guha)
- Elspeht Kaiser-Derrick, *Implicating the System. Judicial Discourses in the Sentencing of Indigenous Women*, Winnipeg: University of Manitoba Press, 2019 (Nina Heydt)
- Albert Rau/Martin Kuester (focus eds.), "Focus on English-Canadian Drama in the New Millennium", *Anglistik. International Journal of English Studies*, Volume 30, Issue 1, Spring 2019 (Katalin Kürtösi)
- Matthew Hayday, *So They Want Us to Learn French. Promoting and Opposing Bilingualism in English-speaking Canada*, Vancouver : University of British Columbia Press, 2015 (Yves Laberge)
- André Pratte, *Sénateur, moi ?*, Montréal : Les Éditions La Presse, 2020 (Yves Laberge)
- Jacques Hellemans, *Les Éditions Marabout, Bob Morane et le Québec*, Québec : Septentrion, 2019 (Yves Laberge)
- Robert Boschman/Mario Trono (eds.), *On Active Grounds: Agency and Time in the Environmental Humanities*, Waterloo, Ont.: Wilfrid Laurier University Press, 2019 (Johanna Lederer)
- Paul D. Morris (Hg.), *Le Canada : une culture de métissage/Transcultural Canada*, Québec : Presses de l'Université Laval, 2019 (Hans-Jürgen Lüsebrink)
- Martin Pâquet/Serge Dupuis (dir.) : *Faire son temps. Usages publics du passé dans les francophonies nord-américaines*, Québec : Presses de l'Université Laval, 2018 (Hans-Jürgen Lüsebrink)
- Cheryl Thompson, *Beauty in a Box: Detangling the Roots of Canada's Black Beauty Culture*, Waterloo, Ont.: Wilfrid Laurier University Press, 2019 (Rahab Njeri)
- Maria Löschnigg/Martin Löschnigg (eds.), *The Anglo-Canadian Novel in the Twenty-First Century: Interpretations*, (Anglistische Forschungen, Vol. 466), Heidelberg: Universitätsverlag Winter, 2019 (Albert Rau)
- Helene Vosters, *Unbecoming Nationalism. From Commemoration to Redress in Canada*, Winnipeg: University of Manitoba Press, 2019 (Stefanie Schäfer)
- Heike Paul/Ursula Prutsch/Jürgen Gebhardt (dir.), *The Comeback of Populism. Transatlantic Perspectives*, Heidelberg: Universitätsverlag Winter, 2019 (François Tanguay).

- Steve Marti/William John Pratt (dir.), *Fighting with the Empire. Canada, Britain, and Global Conflict, 1867-1947*, Vancouver/Toronto: UBC Press, 2019 (Jean-Michel Turcotte)
- Margaret MacMillan, *Le lionceau : Le Canada et la Grande Guerre*, Ottawa : Les Presses de l'Université d'Ottawa, 2019 (Jean-Michel Turcotte)
- Mary Jane Logan McCallum/Adele Perry, *Structures of Indifference: An Indigenous Life and Death in a Canadian City*, Winnipeg: University of Manitoba Press, 2018 (Patrizia Zanella)

Marie-Pierre Bousquet/Karl S. Hele (Hg.), *La blessure qui dort à poings fermés: l'héritage des pensionnats autochtones au Québec*, Montréal: Recherches amérindiennes au Québec, 2019 (332 S.; ISBN 978-2-920366-52-7; ISBN (PDF): 978-2-920366-53-4; CAD 28)

Stummes Entsetzen löste die Veröffentlichung des Berichts der Kommission truth and reconciliation / vérité et réconciliation (<http://www.trc.ca>) 2015 in Kanada aus, insbesondere die leidvolle Geschichte der zwangsweisen Assimilation der Indigenen in Internaten. Tränen, Schock und Schuldgefühle bestimmten das Bild in den Medien, (für Europäer eher verstörende) Holocaust-Vergleiche unterstrichen die Dramatik der Enthüllungen. In Québec beeilt man sich, Geschichtsbücher umzuschreiben; Theaterproduktionen „weißer“ Autoren über die Geschichte der Indigenen wurden abgesetzt. Wer kritische Nachfragen stellte oder auch nur mehr wissen wollte, geriet leicht in den Verdacht, das begangene Unrecht leugnen zu wollen. Wissenschaftliche Kritik an der Arbeitsweise der Kommission (z. B. Brian Gettler 2017, der u. a. bedauert, dass er für Québec nur auf oft schlecht übersetzte englische juristische Quellen zugreifen konnte) blieb auf Fachkreise beschränkt.

Indes stellen sich aber eine Reihe von Fragen: War die Situation der Internate wirklich überall gleich? Gab es Unterschiede zwischen den (über 130) Internaten im Westen und den Prärien Kanadas, die seit Mitte des 19. Jahrhunderts im Rahmen der Verdrängung, Unterdrückung und Zwangsassimilation der Indigenen bei der Landnahme entstanden waren, und den ein ganzes

Jahrhundert später gegründeten sechs Québécois Internaten, die meist nur ein Jahrzehnt lang bestanden? Wie sind die enormen regionalen Diskrepanzen bei den Opferzahlen zu erklären? Radio Canada nannte 2013 die Zahl von 4134 zu beklagenden Todesopfern in indigenen Internaten (<https://ici.radio-canada.ca/nouvelle/610955/pensionnats-autochtones-morts> 27 avril 2013); davon entfallen 72,9% auf vier Provinzen (Alberta: 901, Saskatchewan: 844, Manitoba: 499 und Ontario: 769), 18,1% auf Britisch Columbia (747), 7,8% auf den Hohen Norden (Nord-West-Territorien: 246, Yukon: 56, Nunavut: 21) und schließlich ganze 1,2% auf Québec (35) und die maritimen Provinzen (Neuschottland: 16).

Henri Goulet hatte in seiner 2016 erschienenen Untersuchung der vier vom katholischen Oblaten-Orden in Québec betriebenen Institutionen schon erste Befunde zu einem Verständnis des deutlich anderen Charakters der Internate in Québec vorgelegt (cf. *Zeitschrift für Kanada-Studien* 37, 2017, p. 121). Sie basierte allerdings nur auf Ordens-Archiven. Der hier vorgestellte Sammelband von Bousquet und Hele zu den Internaten in Québec ist breiter angelegt und eröffnet lang erwartete neue Perspektiven auf die Problematik.

Beiträge von 18 indigenen und nicht-indigenen Autor*innen eröffnen in drei thematischen Einheiten wissenschaftliche oder auch literarische Zugänge von außen oder aus der Betroffenenperspektive. Es geht um Ziele und Intentionen der Internaterziehung, das direkte Erleben und die langfristigen Auswirkungen des Traumas bis in die nächste Generation, den Umgang mit Entschädigung und „Versöhnung“ und im Anhang schließlich um die schon 2012 gegründete, auf die

zukünftigen Beziehungen zwischen Indigenen und nicht-Indigenen gerichtete Initiative *Projet Wampum*. Da es unmöglich ist, auf jede der Facetten des Bandes adäquat einzugehen, sei hier der Fokus auf einige der erstaunlichsten und diskussionswürdigsten Aspekte gelegt.

Gleich die ersten beiden Beiträge bilden die Bandbreite der Publikation ab. Bietet die Einleitung der Herausgeber wissenschaftlich fundierte Fakten und Informationen, so argumentiert das Vorwort von Maurice J. Kistabish aus der Betroffenen-Perspektive. Er wurde Opfer sexueller Übergriffe eines ehemaligen Internatsschülers und bezeichnet sich daher, obwohl er selbst nie ein Internat besucht hat, als „Kollateral-Opfer“ und somit auch „Überlebender“ der Internate. Für eine ähnlich weite Auslegung des Opfer-Status plädiert auch Brieg Capitaine, der außerdem die Bezeichnungen „Genozid“, „Überlebende.r“ und andere Holocaust-Analogien im Zusammenhang mit der Zwangsassimilation der Indigenen vehement gegen jede Kritik verteidigt.

Paul Charest weist in seinem Beitrag zum Internat Sept-Iles/Malitenam (1952-1971) u. a. auch darauf hin, dass die Mehrzahl der indigenen Kinder Tagesschulen (und nicht Internate) besuchten, dass die Missionare keineswegs ihre Entfremdung von der Kultur ihrer Eltern im Sinne hatten und dass, auch schon im 19. Jahrhundert, die Familien durchaus des Lesens und Schreibens kundig waren und diese Fertigkeiten zusammen mit dem traditionellen Wissen an die Kinder weitergeben konnten. Mit der rapiden Industrialisierung nach dem 2. Weltkrieg entstand auch bei den Indigenen selbst der Bedarf nach Schulbildung und Berufsvorbereitung und, auf ihren Wunsch hin, die Einrichtung von mehr Tagesschulen und Internaten. Sie wurden vom Oblaten-Orden gegenüber der Regierung durchgesetzt, obwohl diese sich zu diesem Zeitpunkt bereits von der als unrentabel erachteten Internaterziehung der Indigenen abwandte. Viele Innu-Eltern schickten gleich im Jahr der Eröffnung (1952) ihre Kinder in die Schule bzw. ins Internat; von Zwang kann nicht die Rede sein.

Schulpflicht bestand für alle Québécoiser Kinder ohnehin erst ab 1943, und erst ab 1951 wurde sie von den Bundesbehörden gegenüber den Indigenen auch in Québec mit mehr Nachdruck propagiert. Das Leitbild der Oblaten war natürlich Missionierung, aber explizit nicht Assimilation; man schätzte und schützte die indigenen Kulturen und Sprachen, und die Lehrkräfte waren angehalten, sie zu erlernen. Ein Ehemaligentreffen in Malitenam im Sommer 1997 hatte explizit zum Ziel, dem negativen Image, das die Internate inzwischen bekommen hatten, positive eigene Erinnerungen entgegenzusetzen.

Zu ähnlichen Schlüssen kommt auch Marie-Pierre Bousquet in ihrem Beitrag zum Internat Amos (1955-1972), die komplementär zum Wunsch der indigenen Eltern nach moderner Bildung für ihre Kinder auch die Förderung der Sesshaftigkeit und die Durchsetzung wirtschaftskonformer moralischer Einstellungen als Bildungsziele der Internate identifiziert. Die Berichte der Inspektoren, die sie zitiert, loben eine aufmerksame, intelligente, wissbegierige Schülerschaft in den Grundschulen der Primarstufe. Aber erst die Internate, von den Oblaten in zähen Verhandlungen der Regierung abgetrotzt, ermöglichten den Besuch von Sekundarschulen. Die Eltern erhofften sich davon Vorteile für die berufliche und gesellschaftliche Zukunft ihrer Kinder, die indes oft enttäuscht wurden. Die Schließung des Internats in Amos 1972 mündete in indigene Initiativen, die Bildung in eigene Regie zu überführen, und in die Eröffnung der Migwan-Schule 1986. Schon 1972 hatte die *Fraternité des Indiens du Canada* dazu ein Memorandum „La maîtrise indienne de l'éducation indienne“ veröffentlicht.

Die Auswertung der Schriften des Oblaten-Ordens *Marie Immaculée* zwischen 1930-1963, insbesondere des Direktors der Ordensschulen, André Renaud, durch Emmanuelle Dufour, fördert durchaus Erstaunliches zu Tage. In diametralem und explizitem Gegensatz zur Zwangsassimilation in den Internaten des 19. Jahrhunderts im Westen Kanadas plädierte Renaud für die Achtung der kulturellen Identität der Nationen, die

schließlich lange vor den Europäern im Land gewesen seien und denen deshalb die Wiederherstellung ihrer durch die Kolonisierung geraubten Rechte gebühre. Er bewunderte ihre Resilienz, überzog weiße Überheblichkeit und Stereotype mit scharfer Kritik und forderte mit entschiedenen Worten, ihnen „die Schlüssel zu ihrem eigenen Haus“ zurückzugeben und ihnen das Recht auf Selbstbestimmung zuzugestehen, eine Forderung, die 1970 von der Vereinigung der Bischöfe Nordkanadas übernommen wurde. Die Indigenen auf diese Perspektiven vorzubereiten, war aus seiner Sicht letztlich das Ziel indigener Bildung, und folgerichtig beteiligte sich Renaud nach der Schließung der Internate an indigenen Initiativen wie dem *Collège Manitou* (1973), dem Vorläufer des jetzigen *Institut Kiuna*. Es bleibt indes dabei, dass sich die Kirchen seit dem 19. Jahrhundert in den Prärien und im Westen für die von Renaud kritisierten staatlichen Assimilationsziele bereitwillig und engagiert hatten einspannen lassen und deshalb vor der Notwendigkeit stehen, Abbitte zu tun – damit beschäftigt sich der Beitrag von Jean-François Roussel.

Wenig bekannt ist die Geschichte des Bildungswesens im Hohen Norden Québecks, dessen Entwicklung Francis Lévesque, Mylène Jubinville und Thierry Rodon nachzeichnen: von der Übernahme in föderale Verantwortung 1939 über die Schulpolitik Québecks nach der Stillen Revolution, die die Missionsschulen ab 1963 in staatliche Schulen überführte und auch großen Wert auf den Erhalt des Inuktitut legte, bis zur Schulautonomie der Inuit durch die 1976 gegründete *Commission scolaire Kativik*. Die Erlebnisse der Inuit in den Internaten werden von Joel Montanez anhand von 18 Interviews thematisiert. Die Ehemaligen berichten über unterschiedliche Haltungen der eigenen Eltern, die den Internaten teils mit positiven Erwartungen, teils ablehnend oder indifferent gegenüberstanden. Sie selbst erinnern sich an Trennungsschmerz, Heimweh, strenge Disziplin, aber auch Neugier, Freude am Lernen und Freundschaften. So gut wie niemand hat eigene Erinnerungen an

sexuelle Übergriffe, und viele sind schockiert, davon zu hören. Auch wenn der Autor anderes erwartet hat und den Antworten nicht so recht glauben mag, ziehen die meisten eine positive Bilanz über ihre Internatszeit, sogar noch, wenn sie explizit nach schlimmen Erlebnissen gefragt werden. Auf die Frage, ob sie ihre eigenen Kinder in ein Internat gebe würden, antworten die meisten, unter bestimmten Bedingungen: ja, nur einer schließt es kategorisch aus.

Die Beiträge von Karine Vanthuyne und Anne-Marie Reynaud loten schließlich die Bedingungen aus, unter denen Indigene ihr Recht auf Entschädigungszahlungen wahrnehmen, und stellen fest, dass bei aller Schmerzhaftigkeit der Erinnerungsprozesse und Frustration über die Verfahren auch Resilienz und wachsendes Selbstbewusstsein entstehen können. Interessant ist vor allem die mehrfach wiederkehrende Enttäuschung darüber, dass nur ihre Internatserfahrungen öffentliche Aufmerksamkeit erfahren, nicht aber ihre eigentlichen Anliegen: Land und Autonomie! Tränen über Internate erscheinen vielen als zu wohlfeiler Ausgleich für rund zwei Jahrhunderte Enteignung, Entrechtung und Diskriminierung. Aber das ist sicher kein Québecer Spezifikum ...

Auch nach dem Erscheinen des überfälligen Bandes und jenseits der überraschenden Einsichten, die er bietet, bleiben noch viele Fragen offen, sowohl für die Forschung als auch auf dem Weg zu einem besseren Verständnis zwischen Indigenen und Nicht-Indigenen in Kanada und Québec.

Helga Bories-Sawala

Claire Barel-Moisan/Jean-François Chasay (dir.), *Le roman des possibles. L'anticipation dans l'espace médiatique francophone (1860-1940)*, Montréal: PUM, 2019 (484 p.; ISBN 978-2-76064-017-7; CAD 39,95)

Le présent recueil est le fruit d'une double collaboration internationale de chercheurs en littérature et en culture francophone. Il

s'inscrit dans le programme de recherche ANR (Agence nationale de la recherche) Anticipation, qui a couvert la période d'octobre 2014 à octobre 2019. Le but du programme était d'étudier le roman d'anticipation en multipliant les perspectives analytiques traditionnelles (histoire de la presse, théorie des genres, poétiques romanesques, etc.) et plus récentes (étude des cultures visuelles, humanités numériques) à partir de la constitution d'une vaste base de données numérisées. Dans ce cadre, un colloque international s'est tenu à l'Université du Québec à Montréal du 3 au 5 mai 2017, dont les contributions ont été regroupées, revues et publiées.

Après la présentation des axes de recherche de l'ANR Anticipation et du choix de regroupement des textes dans l'introduction, le premier chapitre, un texte de M. Angenot (« L'émergence de l'anti-utopie en France : Souvestre, Giraudeau, Richter »), constitue une ouverture qui vise à retracer les anti-utopies dans les décennies avant 1860. Si une telle archéologie aide le lecteur à comprendre les (dis)continuités historiques du discours d'anticipation, elle permet également de souligner l'importance des travaux d'Angenot, dont la notion de « discours social » et l'approche transgénérique de l'analyse discursive transperce dans de nombreuses contributions.

La première des quatre parties regroupe des textes sous le titre « Les sciences en question ». C. Barel-Moisan, H. Chabot, C. Couleau, J.-F. Chassay, S. Bréan et M. Gaudreault choisissent des thèmes variés allant des récits martiens à l'exobiologie chez Rosny en passant par les monstres dans le roman d'anticipation pour penser une tension qui marque le contact de la science avec la littérature. D'une part, la science est diffusée et vulgarisée dans les différents supports étudiés, mais d'autre part, elle donne lieu à des sentiments d'anxiété et de rejet.

Dans la deuxième partie, « Les généralités de l'anticipation », les textes de E. Pézard, S. Roldan, S. Dord-Crouslé, L. Bazin, D. Gleizes et T. Carrier-Lafleur étudient comment le discours de l'anticipation cherche une forme

adéquate dans un intertexte existant (le naturalisme ou E.A. Poe) ou dans des modèles génériques visuels nouveaux, tels que les illustrations dans la littérature pour la jeunesse ou encore le cinéma naissant.

Dans la troisième partie, la perspective est élargie de la littérature au discours social enveloppant et à la circulation médiatique du discours d'anticipation. M. Letourneux, N. Gauthier et M. Prévost prennent comme point de départ le phénomène des sérialités textuelles et des collections pour la jeunesse, alors que V. Stiénon, S. Mombert et M.-E. Thérenty étudient le rôle crucial de la presse dans la diffusion de faits scientifiques nouveaux tels que le radium ou le phonographe.

Si les trois premières parties explorent surtout la temporalité de l'anticipation et la façon dont celle-ci se cherche des moules génériques littéraires et médiatiques, la quatrième partie est consacrée explicitement aux espaces de l'anticipation. Cet élargissement de l'axe temporel initial, qui est expliqué et justifié dans l'introduction, permet à D. Bélanger, R. Bouvet et J. Dorion, L. Perron et E. Després d'explorer un « chronotope » de l'anticipation, dans la mesure où sa dimension temporelle évidente se traduit dans des figures spatiales telles que l'exploration océanique, la conquête (de l'univers) ou encore les mondes glaciaires.

La présentation des quatre parties donne une idée du vaste corpus abordé par les différents auteurs. Le grand nombre de documents analysés est le fruit d'une ouverture interdisciplinaire, générique et médiatique qui constitue un des atouts principaux du recueil. Elle permet ainsi de présenter une véritable radiographie des ramifications de l'anticipation dans le discours social de 1860 à 1940. Au-delà des mises en forme de la notion, le lecteur peut ainsi suivre les dynamiques de transfert et de réemploi d'un (sous-)genre ou d'un auteur à l'autre.

C'est sur ce point que deux questions importantes auraient pu être traitées davantage. L'espace francophone, mentionné dans le titre, apparaît à travers des études ponctuelles de certains auteurs non français, mais il n'est pas étudié en tant que tel comme

espace de circulation médiatique. Le discours de l'anticipation est-il présent de la même façon dans la francophonie, et, si non, existe-il des logiques de réemploi ou de réécriture d'un système culturel à l'autre ? Une autre question ouverte concerne le lien avec le discours d'anticipation dans l'espace anglo-saxon. Si certains textes établissent des liens avec des auteurs comme E. A. Poe, il aurait été intéressant de comparer les axes généraux de l'espace francophone mentionnés dans l'introduction avec des études similaires du monde anglo-saxon, par exemple le remarquable *The culture of time and space. 1880-1914* de S. Kern. Malgré ces quelques thèmes inexplorés, *Le roman des possibles* est un excellent ouvrage, combinant richesse documentaire avec innovation analytique.

Alex Demeulenaere

Catherine Carstairs/Bethany Philpott/Sara Wilmshurst, *Be Wise! Be Healthy! Morality and Citizenship in Canadian Public Health Campaigns*, Vancouver: UBC Press, 2018 (294 pp; ISBN 978-0-7748-3719-4; CAD 34,95)

In March 2020, Prime Minister Justin Trudeau told citizens: "Listening is your duty and staying home is your way to serve [...]". The ongoing pandemic revitalized the stress on morality in health issues. However, the demand for taking personal responsibility by adopting a healthy lifestyle has been ubiquitous for a long time. We are constantly reminded to quit smoking, control our weight and exercise regularly.

In "Be Wise! Be Healthy!" Catherine Carstairs, Bethany Philpott and Sara Wilmshurst explore the tradition of Canadian health campaigns. The book covers the history of public health in Canada from the 1920s to the 1970s, focusing on the activities of the Toronto based Health League (HL). The authors want to provide "a new perspective on the history of immunization, pasteurization, water fluoridation, anti-VD work, and nutrition education" (19). At the same time, they look at the "changing landscape facing

voluntary organizations in a period when the role of the state was expanding rapidly" (19).

In eight chapters, different campaigns and causes that the HL dedicated its work to are analyzed, drawing on educational films, newspaper clippings, publicity material, meeting minutes and correspondence of the HL. The introduction provides an overview of the HL, from its origins as an organization to fight venereal disease in 1919 to its demise in the 1970s. The first chapter describes the HL's fight against sexually transmitted diseases, especially syphilis. The campaign advocated for parents educating their children about sex, however, it stressed that this should always be accompanied by a firm moral upbringing. The League's founder, Dr. Gordon Bates, was convinced that strong morals and abstinence before marriage were the best pre-emptive measures against venereal disease. As penicillin became a widespread treatment against syphilis, the organization lost its central cause and hence turned to other health related issues. This expansion of activities from the 1930s onward is described in the second chapter, focusing on campaigns for vaccinations against diphtheria and the pasteurization of milk. The organization also broadened its outlets to include radio broadcasts and introduced *Health* magazine. The fight against venereal diseases in the 1940s and 1950s is addressed in Chapter 3. Like in previous decades, the campaigns strongly relied on educational films. However, the HL proved unable to adapt to changing values and continued to perceive venereal diseases as a moral problem. This sheds lights on its most crucial problems: The HL often proved inflexible. This was linked to the central role of Gordon Bates. He was the driving force within the organization, leaving little room for any successors. In the fourth chapter, the League's efforts to prevent sickness and absenteeism at the workplace are discussed. The authors stress the HL's paternalistic approach and the strong emphasis it placed on the role of health experts such as doctors. Chapter five addresses to the perception of the human

body itself as a “factory” that should be maintained by regular health exams and exercise. *Health* magazine promoted sports such as golf and skiing, reflecting its focus on the middle and upper class. Chapter six turns to national campaigns such as the National Immunization Week and National Health Week. Again, the guilt inducing approach taken by the League is emphasised. The seventh chapter is dedicated to the HL’s campaign for water fluoridation in the mid 1950s and early 1960. Taking a controversial approach, the HL achieved its goal. However, it also alienated many allies and eventually lost national funds, which greatly contributed to its demise. This down-turn is addressed in the last chapter. Chronic diseases became the major focus of newly founded health organizations. At the same time, the Canadian state was able to take a more active role in health politics, for instance by introducing health insurance – which Bates strongly opposed to. Hence, the importance of the League faded. After Bates’s death in 1975, its demise was unfolding. The conclusion summarizes the central developments in Canadian public health and the findings of the book.

Due to its structure and an introduction that preempts many of the results of the analysis, the chapters are at times repetitive. The introduction would benefit from an overview of the structure of the book and the individual chapters. While the role of the expanding state is addressed in Chapter seven, the impact of state expansion on voluntary organizations could have been made clearer.

Nevertheless, the authors convincingly link the demands for health citizens to the state’s desire for a healthy workforce that is no financial burden. Thus, individual life decisions are no longer just aimed at a better quality of life but become a moral imperative for ‘good’ citizens. The authors show the HL’s mixed records and point out the often elitist and unrealistic view that it took to health problems: “[...] [I]ts promotion of healthy diets, regular exercise, and leisure and relaxation were, at times, shockingly ignorant of the realities of poverty” (208).

Their conclusion that “[...] much ill health was the result of poverty, trauma, and other forms of social marginalization” as well as the demand by the health advocates that “[...] people place their health above pleasure and valued responsibility over freedom” feel eerily current. Thus, “Be Wise! Be Healthy!” not only provides a comprehensive analysis of health policies in Canada but is also highly relevant in a social climate in which citizens are perceived as being individually responsible for their success or failure in life, even regarding health issues.

Elena Dück

Doerte Bischoff/Susanne Komfort-Hein (Hg.), *Handbuch Literatur & Transnationalität*, Berlin/Boston: Walter de Gruyter, 2019 (545 S.; ISBN 978-3-11-034051-8; 149,95 €)

Dass die hier vorliegende Rezension des Bandes *Handbuch Literatur & Transnationalität*, herausgegeben von Doerte Bischoff und Susanne Komfort-Hein, in einer Zeitschrift für Kanadastudien erscheint, bedarf der Erläuterung, denn die Bezüge zu Kanada und zur Kanadistik sind – abgesehen von E. Arends Kapitel zu den „transnationalen frankofonen Literaturen“ und F. Schulze-Englers „Erkundungen einer dezentrierten Moderne: Transnationalität und Transkulturalität in anglofonen Literaturen“ – kaum anders als marginal zu nennen und stehen selbst in den beiden genannten Beiträgen nicht im Zentrum des Interesses. Viele der in dem Band behandelten Konzepte und Forschungsfragen werden zwar auch in Kanada breit diskutiert, ohne dass sie in diesem Band in entsprechender Weise aufgegriffen werden. Wer also den expliziten Kanadabezug sucht, wird nur sehr punktuell fündig. Gleichwohl ist die Thematik des Bandes für philologisch und kulturwissenschaftlich arbeitende Kanadist*innen ohne jede Frage von herausragender Bedeutung, bieten doch die Diskussionen sowohl über theoretische, methodische und begriffliche Aspekte – z. B. zu den Konstruktionen des

Nationalen, zur Übersetzung, zur Mehrsprachigkeit, zur transarealen und globalen Dimension von Literatur jeweils im Verhältnis zu Transnationalität – als auch die behandelten Probleme und Gegenstände – jüdische Literatur(en), Migrationsliteraturen, Erinnerung, Exil, usw. – reichlich Stoff für parallele Lektüren und, besser noch: für wechselseitige Zugriffe und Blickrichtungen auf jene überwiegend im europäischen Kontext situieren Phänomene.

Wie die beiden Herausgeberinnen in ihrer substanziellen programmatischen Einleitung (1-46) betonen, versteht sich der Band als eine aktuelle Forschungsbilanz zu Fragen und Perspektiven des *transnational turn* in der Literaturwissenschaft. Die Einleitung selbst liest sich als klarsichtiger Problemaufriß zum Begriffsfeld von Transnationalität, Postkolonialismus und Transkulturalität einerseits und einer differenziert argumentierenden Situierung des Literarischen im Kontext von Transnationalität. An der Bestandsaufnahme insgesamt haben 33 Beiträger*innen mitgearbeitet; weitere zwölf trugen mit überwiegend knizsen Begriffsklärungen zum „Glossar“ (471-496) bei, finden sich aber nicht im Verzeichnis der AutorInnen wieder. Der deutschsprachige Forschungskontext – Deutsch als Sprache der Publikation und als eine/die Arbeitssprache der AutorInnen des Bandes – verleiht ihm auch eine Spezifik gegenüber ähnlich gelagerten Handbüchern in anderen kulturellen Kontexten, z. B. der von Y. Goyal (2017) herausgegebene Band *The Cambridge Companion to Transnational American Literature*. So nimmt im Band von Bischoff/ Komfort-Hein, um nur zwei Beispiele zu nennen, aus naheliegenden Gründen das Themenfeld der jüdischen und deutsch-jüdischen Literatur, der deutsch-jüdischen Ghettoliteratur und das transnationale Erinnern an die Shoah mit jeweils eigenen Kapiteln einen zentralen Platz ein. Darüber hinaus liegt ein deutlicher Akzent auf historischen Perspektiven der Herausbildung der deutschen und europäischen Nationaldiskurse im Kontext der Literaturen.

Der Band gliedert sich in vier Teile, gefolgt vom schon erwähnten Glossar, einer

umfangreichen und eben auch in mancher Hinsicht redundanten Auswahlbibliographie, dem Personen- und Sachregister und dem Verzeichnis der AutorInnen. An die Einleitung der beiden Herausgeberinnen schließt sich der aus fünf Kapiteln bestehende und oben schon kurz erwähnte zweite Teil über Theorien, Methoden und Konzepte des Transnationalen in ihren literaturwissenschaftlichen Bezügen an. Im acht Kapitel umfassenden dritten Teil liegt der Akzent auf „Problematisierungen und Forschungsfragen“, wie sie in den Blick kommen, wenn ‚Literatur‘ auf ‚Transnationalität‘ trifft. Hierbei geht es sowohl um Fragen der Grenzziehung und Grenzüberschreitung, auch der Erosion von Grenzen des Nationalen und des Literarischen, wie sie anhand von jüdischen Literaturen und von Migrationsliteraturen analysiert werden können; des Weiteren um die Problematik der Erinnerung in der Literatur und der Kanonbildung wie auch um kulturpolitische Fragen, dargestellt an den Diskussionen über „kleine Literaturen“ sowie über Zensur. Seinen Ausgangspunkt hat dieser Teil in der kontrovers geführten Diskussion um das Konzept der ‚Weltliteratur‘, das vor wenigen Jahren noch aus der Perspektive afrikan(-ist-)ischer und lateinamerikani(-stisch-)er Literaturdiskussionen als eine Art „böser Bube“ hegemonialer Rezeptions- und Marktpraktiken angesehen wurde, im Kontext von Transnationalität und Globalisierung aber mit dem Wehrauch Goethescher Welt- und Weitsicht versehen wird. An dieser Stelle zeigt sich wohl auch das – oft nicht als ein solches wahrgenommene – Problem konjunktureller Verläufe der literaturwissenschaftlichen Diskussion, so sie vorzugsweise, und wie in diesem Kapitel so gut wie ausschließlich, europäische Entwicklungen und nordamerikanische Theoriediskussionen vor Augen hat. Der umfangreiche vierte Teil versammelt unter der Überschrift „(Trans-)Historische und (trans-)lokale Konstellationen“ 16 Fallstudien, von denen etwa die Hälfte dezidiert historisch, doch eben nicht chronologisch angelegt ist und die Zeitspanne von den lateinischen Texten deutscher Humanisten über die

deutschsprachige Romantik bis zu den Erzählformen in der Gegenwart umfasst, während etwa die andere Hälfte der Kapitel stärker transversale Perspektiven erschließt, indem die Räume jüdischer, anglofonen, frankofonen und karibischer Literaturen und die Problematik von Exil und Rückkehr sowie von Migration auch anhand von Literaturen Ost- und Mitteleuropas untersucht werden. Als Desiderat wären hierbei die sowjetischen, postsowjetischen und südosteuropäischen Literaturen in ihren re- und transnationalisierenden Bezügen zu nennen.

Im Themenspektrum von ‚transareal‘ und *TransArea Studies* über ‚transkulturell‘ und ‚transnational‘ bis zu ‚transversal‘ zeugt der Band eindrucksvoll davon, wie stark und wie vielgestaltig das literarische Feld in Bewegung gekommen, wie ‚Bewegung‘ selbst eine zentrale Kategorie literatur- und kulturwissenschaftlicher Analysen geworden ist und wie unter dem Eindruck transnationaler Prozesse bisherige nationalkulturelle Topoi und Mythen unterlaufen werden.

Jürgen Erfurt

Guy St-Denis, *The True Face of Sir Isaac Brock*, Waterloo, Ont.: University of Calgary Press, 2018 (xlix + 280 S.; ISBN 978-1-77385-020-7; CAD 34,99)

Guy St-Denis, Autor aus London, Ontario, befasst sich seit Jahrzehnten mit Spezialthemen des außerhalb von Kanada wenig bekannten, aber für Kanadas Zukunft entscheidenden War of 1812.

Die besondere Stärke von St-Denis ist die so geduldige wie aufwändige Detektivarbeit in kritischer Durchforstung liebgewordener nationalistischer Mythen im Zusammenhang mit den großen Figuren dieses von den USA vom Zaun gebrochenen und nicht gewonnenen Krieges. St-Denis hatte für *Tecumseh's Bones* (2005) ermittelt, wie wichtig es der kanadischen Nachwelt schien, das Grab dieses am 5. Oktober 1813 gefallenen Shawnee zu identifizieren, dessen Leiche nach der Schlacht nicht auffindbar war.

Nun war er ermuntert worden, eine Biografie des britischen Brigadegenerals Sir Isaac Brock zu schreiben, der nach ersten raschen Erfolgen in der Schlacht von Queens-ton Heights (13. Oktober 1812) fiel, aber durch sein Vorbild – und sein Bündnis mit Tecumseh – enorm zur Stärkung des kanadischen Selbstvertrauens beigetragen hatte. Bei der Recherche stieß St-Denis auf die Frage, welches der sehr unterschiedlichen Porträts, die den General Brock angeblich darstellen, denn nun tatsächlich seine Person zeigt. War er tatsächlich der schlanke Jüngling mit leicht verträumten Augen, den die kanadische Post 1969 auf ihre Briefmarke setzte?

In zehnjähriger, unter anderem auch reiseintensiver Forschung (Brock stammte von der Insel Guernsey, und erst seit 2009 hängt im dortigen Museum das „richtige“ Porträt) gelang es ihm, nicht nur diese Frage zu klären, sondern auch die Besitzverhältnisse rund um die diversen einschlägigen Porträts, die Ambitionen und Motivationen der zahlreichen Personen, die im Laufe zweier Jahrhunderte involviert waren.

Entstanden ist ein umfangreiches Werk mit 35 hervorragend reproduzierten Farbtafeln und reichhaltigem Anmerkungsapparat, eine sehr gelungene Kombination aus Militär-, Gesellschafts- und Kunstgeschichte, gut geschrieben.

Michael Friedrichs

Julia Christensen/Christopher Cox/ Lisa Szabo-Jones (Hg.), *Activating the Heart: Storytelling, Knowledge Sharing, and Relationship*, Waterloo, Ont.: Wilfrid Laurier University Press, 2018 (209 S.; ISBN 978-1-77112-219-1; CAD 19,99)

Wenn man ein gutes Buch liest, erschließt einem das Erfahrungen und Sichtweisen, die man selbst nicht machen könnte. Im besten Fall wird man zur Erweiterung eigener Perspektiven, zum Überdenken eigener Praktiken angeregt. Das vorliegende Buch bietet sich als Beispiel dafür an.

Ausgangspunkt dieses Buches war ein dreitägiger sommerlicher Workshop im Chief Drygeese Centre (Yellowknives Dene First Nation) in Dettah, Northwest Territories. In vielfältigem künstlerischem Miteinander sollte versucht werden, die durch Kolonialismus getrennten Welten von Indigenität und Universität punktuell zusammenzubringen. Zum wichtigsten Medium dabei wurde storytelling, was man vielleicht am besten einfach mit „Erzählen“ übersetzt: Erzählen traditioneller indigener Geschichten ebenso wie eigener Erfahrungen in literarischer Form. Es sollte Raum geschaffen werden für breite, nichtrepressive Bildung, man wollte herausfinden, ob Erzählen als Mittel zum gegenseitigen Verstehen und zur Gewinnung von (Er-)Kenntnissen taugen kann.

Teil 1 des Buches heißt „Storytelling to Understand“. Die Filmemacherin Leonie Sandercock berichtet in Form eines Erzählgedichts über ihre Lernerfahrungen (learning journey) im Norden von British Columbia über einen Zeitraum von fünf Jahren. Als ihr Thema bezeichnet sie „Canada’s shocking history of apartheid“ (3). Christine Stewart und die Komponistin Jacquie Leggatt schildern ihre Erfahrungen mit dem Aufzeichnen der Geräusche unter der Mill Creek Bridge in Edmonton, Alberta, von Dez. 2011 bis Mai 2012, wo sie auf viele Indigene getroffen sind, die mangels anderer Möglichkeiten eben dort wohnten: „the underbridge is an example of and a metaphor for the foundations of Canada“ (37). Patrick Moore hat über Jahrzehnte Erzählungen von Kaska-Sprecherinnen und -Sprechern aufgezeichnet; ihr traditionelles Territorium erstreckt sich über Teile von British Columbia, Yukon und Northwest Territories. Moore setzt sich genauer mit dem code-switching zwischen Kaska und Englisch auseinander, wie es von einer Erzählerin und einem Erzähler im Yukon benutzt wird, und kann zeigen, dass das Mischen von Sprachen nicht als sprachliche Verunreinigung aufgefasst werden sollte, sondern als jeweils bewusst eingesetzte Sprachkompetenz.

Teil 2 trägt den Titel „Storytelling to Share“. Hier berichten zunächst Kendra Mitchell-

Foster und Sarah de Leeuw, beides nicht-indigene Frauen, unter der Überschrift „Art, Heart, and Health“ über unzureichende medizinische Versorgung der Indigenen im Norden von British Columbia, was 2011 zur Etablierung der ArtDays führte: Im künstlerischen Zusammenwirken sollten mit Mitteln des Erzählens, Malens, Maskengestaltung und anderem vertrauensvolle Beziehungen zwischen verstreuten First-Nations-Gemeinden, medizinischer Forschung und Ärztenachwuchs entstehen. De Leeuw hat das Health Arts Research Centre innerhalb des Northern Medical Program der University of Northern British Columbia in Prince George initiiert, einer Zweigstelle der medizinischen Fakultät der Universität von British Columbia. Die teilnehmenden Medizinstudierenden sollten auf diese Weise soziale, kulturelle und geografische Kompetenz und Sensibilität entwickeln; es gab Anmeldungen aus dem ganzen Land. „Kulturelle Sicherheit“ ist ein Kernbegriff – nötig für das Entstehen von gegenseitigem Vertrauen. Künstlerische Aktivität hilft nach den dort gemachten Erfahrungen dabei, sich auszudrücken, wo es einem mit sprachlichen Mitteln nicht möglich ist, und Selbstvertrauen und Gesundheit zu stärken.

Die Sprach- und Literaturwissenschaftlerin Jasmine Spencer analysiert die Funktion der Metonymie, „metaphysics incarnate“, in den sprachlich anspruchsvollen Jagd-Erzählungen von François Mandeville, in denen u.a. der Wolf angesichts von Rentier-Spuren sagt: „Grandson, / this is meat“ (122).

Teil 3 ist übertitelt mit „Storytelling to Create“, und hier werden Geschichten erzählt. Die Schriftstellerin Rita Wong schreibt eine Reflexion über die Zukunft des Coney River (auch Yellowknife River genannt), angesichts der Zerstörungen durch den Bergbau. Die Metis Bren Kolson erzählt von prägenden Kindheitserfahrungen, als sie heimlich unter der Bettdecke die Erzählungen von Old Rawhide aus dem Radio der Eltern mithörte. Zoe Todd schreibt über ihr Leben zwischen Prärie, Arktis und PhD-Studium der Anthropologie in Aberdeen, Schottland, der Frage nachgehend, ob sie im Zentrum des ehema-

ligen Kolonialreichs Geschichten über Indigene schreiben kann. Sie sucht nach einer „Métis methodology“ (165) für die anthropologische Praxis und ist zuversichtlich, dass *storytelling* dabei von beiderseitigem Nutzen ist und den Horizont erweitert.

Der sorgfältig edierte, teilweise illustrierte Band wurde von Julia Christensen, Christopher Cox und Lisa Szabo-Jones herausgegeben. Eine umfangreiche Bibliografie ist ebenso hilfreich wie die biografischen Angaben zu den Autorinnen und Autoren.

Herausragend ist im Buch die Auseinandersetzung mit dem Erbe des erwähnten *storyteller* François Mandeville (1878-1952), eines Métis-Chipewyan, der 1928 dem jungen chinesischen Sprachwissenschaftler Li Fang-Kuei zwanzig traditionelle Geschichten erzählte. Die aus diesem Fundus dokumentierte Geschichte eines Mädchens, das von Lachsen entführt wird, aber dank der Kenntnisse eines Medizinmanns wieder zurückgeholt werden kann, ist so eindringlich-eindrücklich, dass sie allein bereits die Ausleihe/Anschaffung des Buches lohnt.

Michael Friedrichs

Denyse Baillargeon, *To be Equals in Our Own Country: Women and the Vote in Quebec*, Vancouver: University of British Columbia Press, 2019 (214 pp.; ISBN 978-0-7748-3848-1; CAD 27,95)

“The story of women’s struggles and victories in the pursuit of political equality is not just a matter of the past: it has value in informing current debate about the health of democracy in our country” claims Veronica Strong-Boag, editor of the ‘Women’s Suffrage and the Struggle for Democracy’ book series in which an English translation of Denyse Baillargeon’s *Repenser la nation: L’histoire du suffrage féminin au Québec* has been incorporated. It is precisely this notion (that the past is in a continuous relationship with the present) that made me interested in reading Baillargeon’s newest book. This interest was further piqued by Emilie Nicolas, a Junior Fellow of Anthropology at Massey

College, who argued in a recent episode of the podcast *Canadaland* that one cannot expect to properly understand Québec’s ongoing political debates without first delving into the province’s unique history. This is especially true of the discourse surrounding Bill 21, “An Act Respecting the Laicity of the State,” which has predominantly affected veiled Muslim women’s ability to work in the public sector. According to Nicolas, grasping this law (and ultimately rebutting its supporters) requires that dissenters first garner an appreciation for Québec’s second-wave feminists; those responsible for militating against the oppression of French-Canadian women by the Catholic Church during the 1960s and 1970s – a period commonly referred to as the Quiet Revolution. Unfortunately for me (and others who, like me, may want to grasp the historical reasonings underpinning veiled Muslim women’s current subordination within Québec) Baillargeon’s work is lacking in this respect. It may surprise readers to discover that the Quiet Revolution, though implicitly referenced in the book’s last chapter, is never explicitly mentioned by Baillargeon. In fact, the list of terms collected under ‘Q’ in the book’s index abruptly ends at ‘*Québécoises et représentation parlementaire*’, followed directly by ‘racism’ and ‘reasonable accommodation.’ Make of this what you will.

Baillargeon’s disinterest in rehashing the Quiet Revolution does not doom the book. In fact, her work is engaging and provides readers with an in-depth study of the province’s own suffragist efforts and the women who stood at their helm. That Baillargeon was awarded Québec’s *Prix du livre politique* earlier this year is not surprising, nor is it unearned. Her arguments are made clear in the book’s introduction, she sticks to these throughout, her research is sound. It is, however, unfortunate that Strong-Boag’s claim regarding the past’s continued effect on the present does not find meaning in Baillargeon’s contribution to her book series—at least not as it relates to the ongoing subordination of veiled Muslim women residing in Québec.

Despite this default in content, *To Be Equals in Our Own Country: Women and the Vote in Quebec* remains a worthy read for those interested in the machinations of first-wave feminism within *la belle province* and women's suffrage movements more generally. The book functions as an academic essay whereby a short introduction provides readers with Baillargeon's arguments as well as an abridged overview of the book's contents. As such, it is in this introduction that lay or expert readers can expect to be introduced to or reminded of key concepts respectively. Maternalism and the ideology of separate spheres, instrumentalized both for and against women's suffrage, are first defined in these pages. Baillargeon – to her credit – also uses her introduction to highlight the limited interest first-wave feminists working in Québec and Canada had in regard to people of colour. "Racist logic" was employed to compare white women living in Québec, who until 1940 did not have the right to vote on provincial matters, with women from countries deemed "uncivilized" who were themselves permitted to vote (xv). Baillargeon also emphasizes white women's disinterest in enfranchising Indigenous women which, in her words, "constituted a form of unspoken racism" (xv). These race-based considerations extended to the anti-suffrage portion of Québec's white population as French-Canadian men and women utilized nationalistic ideals to argue against women's right to provincial political participation. The above-described concepts and arguments, which "coloured debates on women's suffrage until the mid-twentieth century" (xvi), are subsequently explored in more detail to create a tableau of women's suffrage in Québec from 1791 to today.

Following its introduction, the *To Be Equals in Our Own Country's* main body of text comprises five chapters. The first of these, titled "Pioneers of Suffrage" (3-30) acts as its most worthwhile. Though it might seem self-evident to begin an essay on women's suffrage toward the mid-19th century (precisely when the women's movements gained significant traction), Baillargeon opts to launch

her historiography during the late 18th century, a time when some women could actually take part in Lower Canada's elections. Indeed, the French legal system which "ruled in Lower Canada" permitted women (even some Indigenous women) who owned property to qualify as voters, at least for a time (4-5). Opposition to women's suffrage, which began mounting in the 1820s, came to be legally concretized first in 1834 and again in 1849, denying women of Québec the right to vote provincially for close to a full century. It was during these ninety-one years that concepts (explored throughout the book) such as the separation of spheres, maternalism, and nationalism came to be weaponized against women. Said concepts, used as a means to reconfigure and hierarchize gender roles, serve as frustrating reminders of the constructs purposefully built to disenfranchise populations who previously could vote.

The book's next three chapters, "Giving Women a Voice" (31-62), "Broadening the Struggle" (63-96), and "Winning the Provincial Franchise" (97-134) provide readers with a conventional retelling of white women's fight to attain voting rights. First came a slew of women's organizations during the late 19th century, then campaigns to have women participate in municipal and school board elections, followed by a focus on female suffrage both at the federal and provincial levels. While Baillargeon's telling includes usual considerations highlighted by most suffrage scholars (especially as these relate to first-wave feminist's European ancestry and middle-class backgrounds), it does include novel aspects not often encountered in works recounting women's fight for enfranchisement within the North American context. Prominent among these new considerations are those focused on the ideological chasm between Anglophones and Francophones cohabiting within Québec. Not only did these two groups – "or 'races' as they were called at the time" (86) – diverge in their Christian denominations (Franco-Canadians being largely Catholic and a portion of Anglo-Canadians being

protestant). They also diverged in their views regarding women and the right to vote. French-Canadians relied on nationalism, which they used to highlight the “unique nature of the [French] collectivity” (95), to fight against women’s ability to take part in provincial elections. Lack of women’s enfranchisement within the province served to prove the “superiority of French culture” (61). It also linked Québec to other Catholic nations in Europe which also did not permit women to vote until the 1940s, namely Belgium, France, and Italy. Even those women’s organizations theoretically founded on the basis of secularism felt it necessary to highlight “the differences between the sexes and the maternal function of women” so as not to alienate portions of Québec’s population (102). The bulk of Baillargeon’s essay thus supplies a traditional historiography of women’s suffrage, but one which may provide readers with new insights regarding the relationship between Anglo- and Franco-Canadians during the late 19th and early 20th century.

“Reaching for Representation” (135-172) serves as an epilogue. Here, Baillargeon describes women’s struggle to become policy-makers following their enfranchisement in Québec. It is precisely this chapter which omits mentioning the Quiet Revolution altogether – a strange decision seeing as the Quiet Revolution’s impact is implicitly felt throughout these last pages. Consider this sentence: “women’s progress in politics occurred during the late 1960s, when a new Quebec nationalism, embodied mainly in the PQ [Parti Québécois] was asserting itself” (170). Was this not a development caused by the emergence of the Quiet Revolution? Another example: “Lise Bacon, minister of social affairs, crafted the first Quebec policy on daycare centres, called the Bacon Plan, which was adopted in the early 1970s [...], [other] bills that were presented by female ministers and that contained real advances for women were unanimously adopted. Among them were the ‘Loi sur la capacité juridique des femmes mariées’ (1964)” (163-164). Weren’t these overtly feminist policies

the result of the Quiet Revolution’s widespread renoucement of Catholicism and Québécois’ subsequent liberation from the home? Indeed, they were. It is unfortunate that Baillargeon elects not to pursue this line of inquiry as it would give readers a strong grasp of women’s fight against religious subordination during Québec’s revolutionary 1960s and 1970s. As argued by Emilie Nicolas on *Canadaland*, understanding the feminist struggles of the Quiet Revolution means understanding the province’s ongoing obsession with secularism and the political discourse currently surrounding Bill 21.

Despite its shortcomings, the book’s last chapter is not all bad. Baillargeon dedicates close to twelve pages to Indigenous women’s political battles both in and outside the province. In addition to considering their fight against portions of the Indian Act which “deprived them of their Indian Status should they marry a white man” (140-141), she also describes how their involvement with band councils (which became legally permitted in 1951) has historically been marred by issues of sexism. The author quotes Évelyne Roy to explain that “band councils have internalized the sexist attitudes of the colonizers and do not consider in their debates the problems experienced by women” (147). Baillargeon, somewhat impetuously, ends this section by equating Indigenous women’s difficulties in deciding the fate of their community with the obstacles faced by white women involved in provincial politics (see beginning of page 148). This short comparison does not discredit the book’s section on Indigenous women, but it does point to Baillargeon’s lack of sensitivity as it relates to the difficulties singularly faced by women of colour.

To Be Equals in Our Own Country: Women and the Vote in Quebec, overall, an informative piece of writing. Aply translated to English by Käthe Roth, I suspect it could function well as introductory text to those previously unable to delve into the province’s feminist history due to language barriers. Though the book’s last chapter does not provide a full enough picture of Québec during the 1960s

and 1970s, its section on Indigenous women makes it one worth reading nonetheless. Especially attractive about the work as a whole are the images, quotes, graphs, and short biographies scattered throughout. These (the images in particular) compliment Baillargeon's arguments by providing readers with primary sources they themselves can study at leisure. What better way to highlight the misogyny faced by first-wave feminists than by including caricatures and political cartoons condemning suffragists' aspirations? One can certainly understand why, despite not fully living up to claims regarding the past's effect on current debates, Veronica Strong-Boag would choose to include this work in her book series.

Marie-Claude Gill-Lacroix

Kevin Vallely, *Rowing the Northwest Passage: Adventure, Fear, and Awe in a Rising Sea*, Vancouver and Berkeley: Greystone Books, 2017 (219 pp.; ISBN 978-1-77164-134-0; CAD 24,95)

Vallely's book gives an account of an expedition the author made together with three teammates in the summer of 2013, the objective being to row the Northwest passage from Inuvik to Pond Inlet and thereby draw attention to climate change in the Arctic. Apart from Vallely, a Canadian architect and adventurer, the team consisted of two Irishmen, Paul Gleeson, who had rowed the Atlantic in 2006, and his friend Denis Barnett, as well as another Canadian, Frank Wolf, an experienced canoeist. They travelled in the *Arctic Joule*, a custom-built high-tech rowboat, equipped with cabins for sleeping and storage, a desalinator, hulls with built-in redundancy to prevent leakage, solar powered batteries to keep electronics charged, and plenty of provision to last the rowers for a few weeks.

The (in)famous Northwest passage, conjured up and celebrated not only in the song lines of Stanley Rogers but also in numerous literary works, constitutes an important part of the Canadian cultural imagination, as it

testifies to the hardships early explorers were willing to undergo to chart the vast and literally unknown parts of the Canadian north. Originally it was perceived as a possible transit route from the Atlantic to the Pacific through the Canadian archipelago, a sea route to the Orient that would enable faster ways of trading for the Europeans. Since the failure of the third Franklin expedition in 1845/46, however, the idea of the Northwest passage has been connected with failure, tragedy and mystery, given the inexplicable loss of men and ships. With the discovery of the two ships *Erebus* and *Terror*, in 2014 and 2016 respectively, researchers have come closer to solving the puzzle.

Even though the book's subtitle suggests the narrative to be one of adventure, it is in fact much more than this, as Vallely also includes numerous references to the historical dimension of the Arctic, describes meetings with Indigenous people, encounters with wild animals such as polar bears and grizzlies (normally not to be found in this region), and above all again and again raises the topic of climate change and its striking impact on the Arctic.

Vallely conveys the consequences of climate change in different ways. On the one hand, he renders the discussions he and his companions had with local Inuit who told them about their observations of ever longer summers, melting permafrost, and an increasing absence of ice. Well-read in the research that has been done on climate change during the last few decades, he, on the other hand, presents the results of various studies on jet streams, ocean currents, warming surface air that render climate increasingly unstable, and, above all, points out the impact an unstable climate in the Arctic will have on the rest of the planet.

Vallely and his team attempted to cross the Northwest passage at a time when, owing to climate change, the route has been open most summers and therefore has been travelled by adventurers of diverse backgrounds, such as sailors, kayakers, and jet skiers accompanied by speedboats and many more, some of whom the people on the

Arctic Joule met or at least saw from a distance. The *Arctic Joule* rowers never reached their destination, though, but rather decided to stop short at Cambridge Bay. The main reasons for their slow advance in the passage and their premature halt were stormy weather, high winds, and concerns about ice that, unlike the previous summer, had not melted, all of them factors also attributable to climate change.

The author emerges as an excellent storyteller who manages to keep his readers in suspense when he describes life-threatening situations the crew was faced with, such as their boat being tossed about by storms and in danger of being either flung against the rocky shoreline of an island or pushed into pack ice where it would likely be crushed. He also gives a fascinating account of the daily lives of the rowers, with two of them working in three-hour shifts while the other two slept in the small cabin and with their living mainly on dehydrated food and looking forward to the occasional treat of some chocolate or a bit of whiskey. The book is illustrated with a few photographs taken during the journey but unfortunately lacks a map showing the rowers' route. Readers will find themselves looking up the route in an atlas or an online map, all the time also comparing Valley's trip with those of early explorers, especially since the narrative is undoubtedly haunted by the Franklin expedition.

Brigitte Glaser

Darryl Leroux, *Distorted Descent: White Claims to Indigenous Identity*, Winnipeg: University of Manitoba Press, 2019 (296 pp.; ISBN 978-0-88755-846-7; CAD 27,95)

In his book, Darryl Leroux, associate professor in the Department of Social Justice and Community Studies at St. Mary's University in Halifax, Nova Scotia, explores the contemporary trend of Canadians of European descent claiming Indigenous identity based on the alleged existence of a long-ago Indigenous ancestor. He takes care to distinguish

between those with genuine Indigenous identity deprived of their status under provisions of the Indian Act and those guilty of what theorist Circe Sturm has called "race shifting" – in other words, the adoption of Indigenous identity either for material advantage such as to legitimize land claims or acquire additional rights, or to psychologically absolve themselves of responsibility for the injustices of colonialism without having to suffer the consequences of colonial oppression themselves.

Race shifters, according to Leroux, attempt to stake genealogically based claims to indigeneity, generally justifying their claims on one of three grounds. First are the race shifters who have actual Indigenous ancestors, though perhaps hundreds of years in the past – what Leroux calls "lineal descent." Second are those who lay claim to indigeneity based on the retroactive indigenization of a European ancestor – a practice he terms "aspirational descent." Finally, the third group are those who may have an Indigenous ancestor, but the link lies somewhere in their broader genealogy – what he terms "lateral descent" (34). In the two latter cases, he argues, the claim to indigeneity may be based on no actual Indigenous heritage at all. What the three groups have in common, according to Leroux, is that they are examples of "white settler self-indigenization" and represent further injustice committed against Indigenous peoples because they represent attempts to use Indigenous identity to "benefit white people at the expense of Indigenous peoples" (29).

Chapter One is an analysis of contributions to the forums of online genealogical databases, in which the legitimacy of claims to Métis identity are debated. Leroux notes that many forum participants refuse to accept scholars' claims that intermarriage between early French settler men and Indigenous women was indeed rare. Using examples from the forums, he demonstrates how this disbelief is often based on sexist and racist tropes regarding Indigenous women as sexually available and promiscuous, drawing a link between views expressed in the

forums and violence against Indigenous women and girls in present-day Canada. He draws a contrast between “western” notions of identity and belonging, for which a single ancestor hundreds of years in the past may suffice to claim an identity, and Indigenous notions of belonging, which require kinship relations. Based on tenuous genealogical links, participants of the online forums he visits often attempt to gain status in various self-identified Métis or Indigenous organisations, exchanging information with one another on which organisation is most likely to accept their claims.

Rarely, according to Leroux, do participants of the forums express anything beyond a genealogical interest in the women they claim as ancestor, such as an interest in their lives or that of their descendants. In addition, their claims to indigeneity do not extend to identifying with Indigenous Peoples in a political or social context, but rather often place them in opposition to Indigenous communities, who they feel unfairly monopolize indigeneity. The result, Leroux claims, is that their claims to indigeneity simply serve to reinforce the colonial order.

In Chapter Two, Leroux addresses the issue of claims to indigeneity based not only on the existence of a long-ago ancestor, but one in which the indigeneity of even that ancestor is disputed. In many cases, individuals on the online forums wish to explore their alleged indigeneity based on an ancestor who the available evidence suggests or even confirms was actually born in France. For some of these individuals, family lore serves as the impetus for their claims. According to Leroux, the prevailing view among forum participants in cases of lineal descent is that anyone who can prove their ancestral link to indigeneity is entitled to self-identify as such, but claims of “aspirational descent” arouse greater forum discussion and debate.

The third chapter of Leroux’s book focuses on what he terms “lateral descent,” namely, the use of a past Indigenous person to claim indigeneity even when no direct ancestral link exists. In most such cases, he acknowledges, there may be some linkage through a

broader look at the family tree, while in others, the mere existence of a common patronym is deemed sufficient for a claim of indigeneity. Leroux cited Métis leader Louis Riel as a common example. Although Riel was born in St. Boniface, Manitoba and his two children did not survive to pass on their genes, Riel is frequently used by “eastern métis” to justify their own indigeneity.

In this chapter, Leroux also lays out the particular historical and kinship relations that make identification as a Métis more than simply a question of genealogy, thus invalidating the very existence of the so-called “eastern métis.” Being Métis, he argues, entails “ongoing kinship relations” with other Indigenous communities in the Prairies, as well as a “political history of resistance to the Canadian government” (118). Beyond this fact, he maintains, many of those who claim “Quebec métis” status today do so on the basis of only a lateral ancestral link to actual Métis, tracing their heritage to an individual whose lineage diverged from the claimed person’s line generations before the Métis even existed.

Throughout the book, Leroux uses his own genealogy to illustrate how the small population in early New France and the reality of distant consanguinity means that if distant ancestry is deemed sufficient for a claim to indigeneity, a large number of French Canadians who can trace their North American ancestry so far back would be entitled to make such a claim, descended as many are from the same few Indigenous (or posthumously indigenized) women. For instance, he notes his own lateral relation to Louis Riel, in addition to more direct ancestral links to many of the far-ago women frequently cited in the genealogical forums. Underlying this desire to claim familial ties to such prominent Indigenous figures as Louis Riel, according to Leroux, is the anxiety many Canadians feel with respect to their responsibility for their colonial past, and the desire to rewrite the colonial narrative as one of “multicultural *métissage*.” The effect – to which Leroux points throughout his book – is to undermine Indigenous political sovereignty through the attempt to racialize it.

Chapters Four and Five of Leroux's book provide an outline of the political and social processes that have led to white French descendants claiming Indigenous identities. Leroux explains how the Supreme Court's 2003 Powley decision, which defined the "Powley test" to determine the legitimacy of claims to Métis status, served as the catalyst for these processes. Using documents such as member interviews of self-identified Métis organizations and court transcripts of Powley test cases, Leroux reveals the continued defense of white settler colonialism and outright racism underlying many self-identified Métis claims. Rather than expressing allegiance to an Indigenous identity, he demonstrates how many of the individuals fighting for Métis status were previously involved with white rights groups campaigning against Indigenous land claims, identifying their newfound Métis identities as strategic tools to use against them. The goal of their Indigenous self-identification, Leroux argues, is in many cases simply about acquiring material advantages like treaty-based hunting and fishing rights reserved for Indigenous communities. Leroux points to examples of interviewees going so far as to claim greater indigenous authenticity than Indigenous peoples themselves. Permeating the interviews, according to Leroux, is a lack of awareness of the colonial violence and coercion that forced Indigenous Peoples onto reserves and then further victimized them through residential schools and the Sixties Scoop, among other examples.

In his conclusion, Leroux re-examines in greater detail the reasons underlying race shifting. He returns to the contention made throughout the book that much race shifting is an effort to entrench white social power in opposition to Indigenous land claims and hunting and fishing rights. He does acknowledge, however, the more "seemingly benevolent or benign intentions" (219) of some who might view their identification with Indigenous ancestors as a means of honouring them. His closing argument, however, is that individual motivations

cannot be removed from their social context – a context in which race shifting is both a further demonstration of colonial violence and a desire to escape responsibility for the colonial past.

Leroux's book provides critical insight both into the genealogy of Canada's colonial past and into the manner in which white settler colonialism continues to oppress Indigenous communities to the present day. It un-masks myths relating to the founding of Canada while addressing damaging tropes surrounding Indigenous Peoples – and Indigenous women in particular. More broadly, Leroux's book provokes thought with regard to the nature of identity and belonging, particularly within the context of Canadian notions of multicultural *métissage*. The book represents a challenge to white settler colonialism and offers a valuable contribution to Canada's professed goal of reconciliation.

Julia Guha

David McGrane/John D. Whyte/Roy Romanow/Russell Isinger (eds.), *Back to Blakeney: Revitalizing the Democratic State*, Regina: University of Regina Press, 2019 (368 pp.; ISBN 978-0-88977-641-8; CAD 26,21)

The book *Back to Blakeney: Revitalizing the Democratic State* is a collection of essays published by the University of Regina Press that focuses on the ideas and achievements of former Saskatchewan premier Allan Blakeney. Written by several well-known scholars and political figures, the book seeks to examine Blakeney's political thought and actions in the context both of the time in which he lived and of the current era of right-wing populism, extreme partisanship and anti-democratic leaders and rhetoric. The book is divided into three sections, with part one focusing on Blakeney's career, part two on his constitutional legacy, and the third section focusing on Blakeney's values in the context of contemporary challenges to the Canadian democratic state. Underlying all sections of the book, as explained in the

introduction, is the conviction that “there is public benefit in reconsidering Blakeney’s values, methods and achievements” (xiv) with respect to the Canadian state and the quest to revitalize it.

The first four chapters of the book focus on the impact of Blakeney’s term in office on the people of Saskatchewan, drawing a link between Blakeney’s political values and beliefs and the concrete policies enacted by his government. The four authors of these chapters focus on different aspects of Blakeney’s legacy, yet common to all of them is a portrayal of Allan Blakeney as a man of deep personal conviction who as an elected politician felt a democratic obligation to balance his own convictions with political realities as well as with the will of the electorate. According to the authors, Blakeney achieved this without ultimately sacrificing either his philosophical beliefs or the need for efficiency and effectiveness in governance.

Chapter One is an essay written by former Saskatchewan premier Roy Romanow, who knew Blakeney personally for over five decades, having served in Blakeney’s cabinet prior to his own term as premier. Romanow’s chapter sums up Blakeney’s approach to governance as one of “principled pragmatism,” illustrating this concept using the example of the Blakeney government’s nationalization of the provincial potash industry in the 1970s. Though Romanow’s article introduces this term to the book, all of the chapters in the section provide further instances of it.

David McGrane’s chapter on Blakeney focuses on his contributions to political thought, anchored in his belief in economic, regional and the social/legal equality of all members of society. McGrane outlines how Blakeney translated his political beliefs into public policy, in particular with regard to universal social programs. On the subject of social equality, Blakeney believed strongly in the need for greater social and legal equality for women, Indigenous and ethnic minority

members of society. His approach, according to McGrane, could best be summed up as liberal multiculturalist, focusing on formal and legal equality and respect for cultural differences.¹ In a rare note of criticism, McGrane notes Blakeney’s lack of a “robust vision” for Indigenous self-determination and his government’s participation in the operation of residential schools and the Sixties Scoop, in which Indigenous children were removed from their families for adoption by settler Canadians.

The following two chapters by Gregory P. Marchildon and Simone Chambers continue in the vein of the previous two chapters by drawing a link between Allan Blakeney’s social democratic values and the policies implemented by his government. Marchildon’s twist, however, is his focus on the actual policy implementation – how Blakeney operationalized his policies in creating what Marchildon calls an “efficacious state” (34) marked as much by its competence as opposed to simply its activist goals. Marchildon’s chapter outlines the organizational innovations implemented by Blakeney’s government that allowed it to more efficiently pursue its social democratic goals of equality and social wellbeing, while Simone Chambers explores Blakeney’s dual role as policy expert and politician and the friction that sometimes existed between the two. Chambers sees a parallel between Blakeney’s approach and Habermas’ concept of deliberative democracy, with the cabinet minister “stand(ing) at the centre of a two-way communication” between the public and the administration (56), not simply transmitting but rather interpreting popular will and guiding a policy response, then re-interpreting that response and persuading the public of its value.

Section Two of the book centres on Blakeney’s constitutional legacy. Dwight Newman and John D. Whyte both outline Blakeney’s prominent role in the incorporation of the notwithstanding clause in the

1 McGrane mentions that Saskatchewan was the first Canadian province to formally pass a multiculturalism act in 1974, beating the

next province (Ontario) by eight and the federal government by about fourteen years (27).

Constitution Act of 1982.¹ Newman and Whyte agree that the notwithstanding clause in Blakeney's view was not an opportunity for governments to ignore the basic rights of minorities but rather was reflective of Blakeney's belief that a deliberative parliament, rather than the courts, was the forum best served to protect minority rights. As such, according to Allan Blakeney, the clause was far from a compromise of democratic ideals, as its critics often hold it to be, but rather an affirmation of them.

As Whyte explains, Blakeney's support for the notwithstanding clause rested largely in his confidence that the people in a democratic state, at least on the whole and as represented by a diverse composition of parliamentary representatives, tend to seek and achieve the best approximation of the common good. Judges, according to Blakeney, are overwhelmingly of socio-economically privileged backgrounds and not representative of the general population, and thus have a greater tendency towards myopia in this regard. Whyte questions Blakeney's assumptions here, however, noting historical examples like colonialism and slavery as well as contemporary examples of strongmen seizing power in several democratic states to back his contention that democratic elections alone cannot safeguard the interests of all citizens. Whyte specifically advocates for constitutional restraints on majority rule in the context of Canada's relationship with the Indigenous Peoples.

Section Three of the book is a collection of essays focusing on different challenges to democracy in the contemporary era. Although the chapters do touch to varying extent on Allan Blakeney's legacy, the focus of this section is clearly on issues relating to the present. With respect to social democratic values and the welfare state, the articles in this section appear to view the current era as a step back from previous decades. Those articles dealing with issues of minority rights,

however, note the progress that has been achieved since Blakeney's time, while indicating the need for further progress and outlining possible paths towards these ends.

The first contribution to the section, by Michael M. Atkinson, poses the question of democracy's potential conflict with good government. The current era is witnessing a disillusionment with liberal and social democracy – to survive, Atkinson argues, social democracy must address concerns regarding its competence. His essay outlines the perceived deficiencies of democracy and then proceeds to outline an "epistemic case" in favour of it. The strength of democracy, Atkinson explains, lies in the diversity of ideas for policy experimentation and of voices in civil society, as well as in its ability to recruit more effective leaders on the whole than authoritarian systems. He cites Allan Blakeney as an example of this.

Alex Himelfarb's chapter focuses on the impact of taxation policy and austerity on faith in representative democracy. He contrasts Canada's "unholy duo" of tax cuts and austerity with Blakeney's belief in equality and fairness (123), arguing that years of tax cuts and the resulting austerity and social inequality have eroded a public sense of common purpose. Himelfarb notes the available evidence that indicates that Canadians still want the same things they wanted in Blakeney's day, such as safety and security, a clean environment and robust social programs, but that they no longer trust governments to deliver them. With little sense of a democratic system responsive to their needs, voters lose trust and interest in political participation, thus further undermining democracy and leaving room for right-wing ideologues. Progressive taxation as advocated by Allan Blakeney is thus, according to Himelfarb, key to a robust democratic system and faith in the common good.

Nelson Wiseman's article focuses on the role played by social democrats like Allan

1 Section 33 of the Canadian Charter of Rights and Freedoms is known as the notwithstanding clause because it permits federal or provincial legislatures to pass legislation

"notwithstanding" specific protections of individual rights contained in the Charter. In essence, it gives legislatures the ability to override the Canadian Charter.

Blakeney in the creation of the Canadian welfare state, not by holding direct power on the national stage, but rather through their ideas and ideals. Despite the current era of globalization and privatization and the threats they pose to the welfare state, Wiseman credits Canada's social democrats with the widespread conviction of Canadians that universal social benefits represent not simply entitlements but rather are intrinsic parts of the Canadian national identity.

The following three essays focus on issues of equality and the rights of women and minorities. Melanee Thomas focuses on the political representation of women in the province of Saskatchewan and in legislatures and municipal governments across Canada. Katherine Walker's chapter focuses on Canada's relationship with the Indigenous Peoples, on the meaning of treaty federalism and the nation-to-nation model on which treaties by definition must be based. Both authors note the limitations of Blakeney's approach to these critical issues, while acknowledging him as a product of his time and implying that his policies might look different today. Finally, Reg Whitaker's article centres on religion in liberal pluralist democracies and on the rights of other groups in society, providing a brief history of controversial "culture war" issues such as same-sex marriage, abortion, assisted dying and the rights of religious minorities.

The two final chapters relate to issues of electoral reform, with John C. Courtney focusing on federal electoral boundary commissions and David Coletto on the role played by money in the Canadian political system. Both essays examine the impact of electoral regulations on political representation, equality and fairness. Courtney argues that methods of electoral boundary determination and the composition of decision-making bodies play critical roles in both the functioning of a liberal democratic electoral system and public perception of its fairness. Similarly, David Coletto maintains that rules relating to the funding of political entities determine which interests are represented, while noting that the perfect system of

political financing is unlikely to exist and trade-offs are inevitably involved. The articles suggest possible reforms that would in their view improve the functioning of Canadian representative democracy.

The book taken as a whole is a comprehensive look at Allan Blakeney's ideas and his governance, and the role he played in laying the groundwork for twenty-first century Canada. While the first two sections closely relate to his life and legacy, the third section is only peripherally about Allan Blakeney, focusing to a much greater extent on the broader challenges that Canada faced in his time and continues to face in slightly different form today. For readers interested in recent Canadian history, the book is a worthwhile look at an important figure of late-twentieth century Canada whose impact on the Canadian democratic state can still be seen today.

Julia Guha

Elspeth Kaiser-Derrick, *Implicating the System. Judicial Discourses in the Sentencing of Indigenous Women*, Winnipeg: University of Manitoba Press, 2019 (408 pp.; ISBN 978-0-88755-828-3; CAD 34,95)

Elspeth Kaiser-Derrick's *Implicating the System. Judicial Discourses in the Sentencing of Indigenous Women* explores the presence in and impact of the Canadian Criminal Justice System (CJS) on the lives of criminalized Indigenous women. As an author and social worker, trained in law, Kaiser-Derrick's analysis offers legal, socio-political, and cultural perspectives on the work of judges and the sentencing process pertaining to women from Indigenous communities across Canada. Making up 4% of the total population, Indigenous women constitute approximately 37% of the prison population (5). The monograph thus bridges the gap between the overrepresentation and overincarceration of Indigenous women and the lack of research examining the role the CJS continues to play in these communities. Her

research compellingly uncovers the dysfunctionality of the justice process on a systemic level and as a further continuation of colonizing patterns under white rule. To counter the absence of Indigenous life narratives in the judicial field, the author lends her stage to voices often unheard, whose sentences reveal intergenerational struggles in having to cope with state oppression, constant supervision, and violence. She does so by studying theoretical and legal approaches supposedly available to sentencing judges that seek to translate the social, cultural, and racialized paradigms of race and class into legal decision-making.

The sentencing would then reflect an appropriate judicial response to the crime committed – or at least so in theory, as the author's playout of more than 40 court decisions so convincingly argues for in her analysis. These legally available guidelines are known as Gladue factors / reports and are sought to provide context for the judge's decision process (3). In an intersectional approach along the lines of Kimberly Crenshaw's work (75), Kaiser-Derrick further complicates her understanding of the sentencing judgements with a feminist reading of the interrelation (and, so she contests, interdependence) of victimization and criminalization of Indigenous women. This decision then adds another layer to the Gladue dimensions, in that the victimization-criminalization continuum exposes the inherent gender-specific dynamic of the offences to the judicial sentencing process. She outlines the constant victimization and the interlinked criminalization (both roles at the same time) to emphasize the advantages of applying both systemic and background factors onto the sentencing (40-2). Hence, Kaiser-Derrick highlights how becoming part of the CJS is yet another consequence and remaining current practice of former colonization policies. This diachronic retracing of racialized practices sheds light on the CJS's wrongdoing and reflects the space Indigenous lives continue to occupy in the minds of Canadian society today.

Within five chapters, including an introductory and a concluding section, the author combines legal and cultural theories with a historical understanding of how race, class, and gender can inform interpretations of punishment. This realization can impact how a society perceives the penal pillars of retribution, deterrence, and rehabilitation that make up the better part of the correctional branch of the CJS. Following the introductory chapter in which the above legal and cultural basics are explained, chapter 1 serves to define the theoretical and historical components informing the legal branch of the analysis. Therein, Gladue reports / factors discuss balancing so-called 'mitigating' and 'aggravating' circumstances to reduce overincarceration (18). This consideration would acknowledge the limited options Indigenous women face to begin with: marginalization, intergenerational trauma, victimization, residential schooling, intimate relationship violence, state-supervised motherhood, and, according to Loic Waquant, lack of resources in the often impoverished (76-77), rural communities and how these decrease the ability to avoid conflicting with the law (25, 44).

It is at this intersection, that Kaiser-Derrick neatly draws from Gladue-enhanced judgements stemming from and related to judicial interpretations of rehabilitation to explain its connections to cultural ramifications of healing for women who were made part of the CJS. However, this is based on the premise that women are agents; not shifting the blame but instead having sentences reflect more contextualized understandings of background and systemic factors at play as well. This enriched perspective allows for a shift (18) from solely decontextualized legal decisions to more nuanced and individually tailored ones that recognize a reduced moral culpability (25) and instead assume state responsibility for past and present wrongs done to the communities. Juxtaposing neoliberal factors and restorative justice, the author establishes a transnational approach to reading court sentences in line with scholars and activists such as Angela Davis' and

Michelle Alexander's work in the field of prison abolition and mass incarceration as new form of racial control over non-white U.S. Americans (75-76).

Next, chapter 2 lays bear what the courts "hear" when having to deal with the women's judicial life stories. Kaiser-Derrick analyzes the judges' textual interpretations of over 40 case reports decided during the last two decades and criticizes how arbitrarily Gladue is applied during sentencing. Alternatives to imprisonment, such as conditional sentence orders located in the community are discussed as viable options, albeit also criticizing the continuing state control over the offenders (28-30). These ideas circle around a judge's discretion in light of mandatory sentencing protocols: they narrow the range of options that often negatively affects the ordered punishment. These cases reveal how destructive these barriers (such as Bills limiting judges' discretion) in the fight for more nuanced sentencings are and that instead of being progressive, the laws seem to reflect a more conservative handling of criminalized offenders in the recent past.

Chapter 3 then looks into the judicial definitions of healing and how judges – wrongfully, as the author claims – consider prison as a place of healing (180). There is a discrepancy between the availability of treatment and the actual receiving of specialized, oftentimes desperately needed care. Additionally, rural communities often cannot provide resources, which is a byproduct of colonization (205). Derrick-Kaiser rightfully questions whether rehabilitation is intended as an even part of corrections when she points to retribution and deterrence as prime goals of that branch. Consequently, she argues for healing and restorative / rehabilitative measures to be located outside of the prison walls and centered in the communities where the specialized care can begin its work (309).

The concluding chapter then sets out to explore how restorative measures would not only reduce recidivism but instead paint a detailed picture of restoring integrity of

criminalized Indigenous lives by recognizing the colonial destruction done to them. Renegotiating what 'justice' means would naturally start at the root of the cause, as per Kaiser-Derrick, who suggests (along the lines of Angela Davis' work) the dismantling of white supervision would then allow for the abolition of the justice system as we know it to make room for a more culturally sensitive, appropriate treatment of criminalized individuals in Canada.

While in chapter 2 the cases are introduced one by one, chapter three then blurs them to draw attention to the bigger picture. Even though the heavy amount of names and sentences were at times difficult to pin down, this shift in structure symbolizes the shift from individual cases to interrelated and interdependent frames of collective trauma that seek healing. It illustrates the multiplicity of individual stories and the echoing of intergenerational and collective impact (51) that haunts Indigenous people to the present day. Kaiser-Derrick compellingly explains this stylistic decision by referring to her book cover: "a branching, inverted, cage-like web that traps (constrains) Indigenous women rather than the security of the web of the social net that catches those of us who are structurally positioned to slip through" (51). The predominant idea of the web as two-faced: the privileged part of society seeing the safety it provides while the underprivileged are caged or swallowed whole. This central theme perfectly guides readers through the entirety of Kaiser-Derrick's work and traces chances of the current CJS as it stands and the pitfalls that demand us to re-think how we treat criminalized individuals. The act of Indigenous survival consequently signals the reclaiming of agency and denies the passivity assigned to them by overpowering structures of the colonizer's patriarchy (46-7).

Nina Heydt

Albert Rau/Martin Kuester (focus eds.), "Focus on English-Canadian Drama in the New Millennium", *Anglistik. International Journal of English Studies*, Volume 30, Issue 1, Spring 2019 (192 pp.; e-ISSN 2625-2147; open access)

It is not a widely spread practice in academic life to review journals but I trust that the following remarks will prove it is worthwhile to 'disobey the rule' from time to time. As we all know, anniversaries of historical milestones and highly reputed authors often invite special issues of journals or conferences with proceedings and that is what happened when the world was celebrating the 150th jubilee of the Canadian confederation. Before looking at the most important elements of the articles themselves, I would like to position the special issue of *Anglistik* as a significant contribution to these celebrations.

When speaking about the history of English-Canadian drama, the late 1960s are generally viewed as the first peak of the genre, as an outcome of the overwhelming cultural events centering around the centennial year in 1967. So mapping the scenes of drama and theatre half a century later is a becoming effort. A fifty-year span seems to be a suitable period to describe tendencies in an art form, to refer to carrying on with traditions and to highlighting new elements, and that is what we can observe reading the contributions in the „Focus on English-Canadian Drama in the New Millennium“.

Jessica Riley, in her "Canadian Drama in the New Millennium: Inherited and Evolving Dramaturgies" offers a survey about the dominant approaches of the past fifty years, pointing at the legacy of dramatic realism and naturalism typical half a century ago, and at the various forms of post-dramatic theatre in the near past. What is remarkable in recent decades is not only the rising presence of Indigenous playwrights, but also that of other 'marginal' voices, like South Asian immigrants and of disability theatre. On the scene of performances, interdisciplinarity is also gaining ground. Some of Riley's

observations are further elaborated in the other articles of the special issue.

Concerning First Nations theatre and drama, the article by Birgit Däwes serves as a good starting point for those interested in this aspect – and a convincing summary for readers familiar with it. She mentions the most frequently occurring themes (loss and death within families, settler colonialism, racism, current political issues, the resistance against victimhood) as well as the presence of empathy, humour and supernatural characters. 1982 meant a division line in the development of First Nations and Métis theatre-making in Canada, firstly, because Native Earth Performing Arts was founded in Toronto that year, secondly, because it was the year of Maria Campbell's and Linda Griffith's collaboration on *Jessica*. Looking at the post-millennial period, we can find a well-chosen list of remarkable plays and playwrights as well as of companies, proving that the activities of artists belonging to First Nations or Métis communities are not only growing in number, but also manifesting a great variety of thematic and dramaturgical approaches. The importance of anthologies cannot be overestimated when speaking about emerging literary manifestations – and indeed, the two-volume collection of plays, *Staging Coyote's Dream: An Anthology of First Nations Drama in English* (2003, edited by Ric Knowles and Monique Mojica) "has substantially helped to provide access, to create an awareness of a rich contemporary tradition among critics, teachers, and the general public, and to install First Nations drama in university curricula." (24)

Asian Canadian theatre became visible only more recently: As Eury Colin Chang describes in the subtitle of the article, it is "an emerging field in the 21st century", featuring how Canada is "moving from a predominantly Eurocentric, English-language theatre into one that is more inclusive" (33). After drawing a social and cultural background, two collaborative plays – *Japanese Problem* and *No Foreigners* – serve as case studies for Chang to demonstrate the variety of

theatrical/dramaturgical practices by Asian Canadian artists.

George Elliott Clarke, a playwright himself, chose a different method than the previous paper: He gives a 'top ten' of African-Canadian plays, selecting his examples from among the drama output of the previous half century. His starting point is that "in terms of literary criticism, drama provides the best window on a culture." (47) The showcase includes widely known and produced plays, as well as little-known ones. Djanet Sears is present in this argumentation with two plays, the "landmark in African-Canadian theatre history" and GGA-winner *Harlem Duet* (1997) which re-interprets *Othello*, and *The Adventures of a Black Girl in Search of God* (2002). Joseph Jomo Pierre also reaches back to Shakespeare in *Shakespeare's Nigga* (2013). After briefly introducing the ten plays, Clarke concludes that they represent "polyphonous, deploying voices and accents from the whole of the African Diaspora" (55). In the final passage of his essay, a list of his own plays illustrates Clarke's own contribution to this section of drama-writing in Canada.

Still another playwright contributor, Jason Sherman, shares his own experiences about the reception of plays featuring characters with Jewish background on the one hand and voicing the viewpoint of Palestinians on the other. He underlines that he opted for writing political theatre "with the gloves off, that is direct and honest and unafraid to upend long-held beliefs." (60)

Queerness is the focus of Michael Heinze's study – looking at queer theatres and playwrights, lesbian and feminist artists, Indigenous perspectives and devoting a sub-chapter to Québec theatre. General concerns like establishing individual identity, fighting stereotypes, or the preference of non-naturalistic approaches by LGBTQ artists demonstrate the shared problem areas with theatre-makers outside their communities.

Toronto-based playwright, Guillermo Verdecchia, shares his experiences in staging Anthony MacMahon's adaptation of *Animal Farm* by George Orwell for Soulpepper

Theatre in 2018 putting the process in the theoretical framework of adaptation and borrowing, drawing attention to the double qualities of familiarity and newness in the end-product, trying to "emphasize the structural aspects of contemporary politics" (83) when updating the original work after more than 70 years. The other performance under scrutiny is *The Orchard (after Chekhov)* by Sarena Parmar for Shaw Festival the same year. This revisioning of the Russian (and world) classic play "remains faithful to almost all of Chekhov's narrative and structure" (87), but re-locates it in the Okanagan Valley. By including references to land ownership and multiculturalism, Parmar's interpretation "stages the social realities that gave rise to Canada's current postcolonial politics. Drawing on the familiar and authorized, these two plays displace familiar readings of canonical texts in favour of new understandings of Canadian social and political realities." (91)

Although the special issue of *Anglistik* focuses on English-Canadian drama, the article by Nicole Nolette reports about the English translations of Québec drama – and we can fully agree with including this aspect in the general survey: After all, *Scorched* by Wajdi Mouwad in Linda Gaboriau's translation was a great success in English Canada, too, to mention just one example from among the rich tradition of rendering plays by Québec authors in the other provinces. Nolette supplies the reader with statistical data: almost 200 came out in English between 2000 and 2015, thanks to the devotion of translators like L. Gaboriau, Shelley Tepperman and playwright John Murrell, among others. Michel Tremblay, Robert Lepage, Michel Marc Bouchard, Larry Tremblay, Carol Fréchette, Évelyne de la Chenelière and several other authors writing in French are household names for audiences all across Canada – and some of them even worldwide, thanks to the translations.

The international success of Canadian plays is demonstrated in Albert-Reiner Glaap's paper on their German reception. Glaap has no rival with regard to disseminating information about Canadian drama and

theatre on the continent. He shares the key problem areas concerning the transporting of plays into another language and culture before elaborating on three main aspects, namely the presence of multiculturalism (immigrant experiences, intercultural encounters), subjects of general human interest and finally dramaturgical concepts.

In the last paper of the special issue, Albert Rau writes about still another exciting facet of theatre life in Canada: shows for young audiences. He introduces a new category within the drama genre, namely issue plays, which „focused on contemporary concerns and included ... family and school life, but also social and health issues or concerns about nuclear power and environmental pollution” and later racial intolerance, drug or alcohol abuse, poverty and bullying were added to the list (116). Rau deals with some plays in more detail, quoting scenes to support his statements.

To sum up the comments on the ten articles and the introduction, it can be stated that the selection offers a multi-coloured picture about the traditions and present state of drama and theatre in Canada for the general public and students or researchers of the field alike.

Katalin Kürtösi

Matthew Hayday, *So They Want Us to Learn French. Promoting and Opposing Bilingualism in English-speaking Canada*, Vancouver : University of British Columbia Press, 2015 (339 p.; ISBN: 978-0-77483-005-8; CAD 34,95)

Ce livre au titre empreint de néocolonialisme et rappelant une longue résistance au bilinguisme est symptomatique d'un pan obscur de la société canadienne actuelle ; l'auteur en montre les diverses manifestations au fil des décennies et selon les provinces. On pourrait traduire ce titre, habilement formulé, par un mélange de défiance et reproche : « Alors « ils » voudraient que « nous » apprenions le français », pourrait-on dire. Ce phénomène d'opposition au fait

français est sociologiquement révélateur, et le titre même – pris au figuré et formulé comme une paraphrase – présuppose implicitement l'objection d'une partie des Anglophones récalcitrants et opposés au bilinguisme, tout en pointant cette instance symbolisant la menace – identifiée vaguement et dédaigneusement – dans le « They » qui figure dans l'intitulé. Et le « Us » [Nous] apparaissant dans le titre identifie tacitement les Canadiens-anglais, dans une opposition fondamentale et persistante entre les deux principales communautés linguistiques du Canada. On le sait : encore de nos jours, beaucoup de Canadiens-anglais ignorent le français et refusent d'apprendre le français; mais surtout, ils contestent ouvertement les politiques qui favorisent – ou promeuvent – les employés qui maîtrisent véritablement l'anglais et le français. D'ailleurs, un ouvrage précédent de la même presse universitaire, cette fois de James Pitsula, avait examiné sous un autre angle et à une autre époque ce problème évanescant de l'identité canadienne et du rejet de la différence (voir : James Pitsula, *Keeping Canada British. The Klux Klan in 1920s Saskatchewan*, UBC Press, 2014).

Au Canada, la question de l'identité canadienne est multiple et complexe : à la fois un sujet fondamental pour les Études canadiennes et en même temps un sujet difficile à aborder car beaucoup de Canadiens n'arrivent toujours pas à se définir collectivement, ou du moins, pas autrement que par des oppositions du type « Nous ne sommes pas des Américains – comprenez dans ce contexte : des étatsuniens » – ou encore « Nous ne prétendons plus être des Britanniques », et surtout : « Nous ne sommes pas des Français ni des Européens ». Mais alors, dans l'affirmative, que sont les Canadiens? Peut-on définir les habitants du Canada de manière affirmative et positive, en évitant la négative? Et comment les définir en tant que collectivité mais aussi en tant que nation différente des autres?

Ouvrage savant, *So They Want Us to Learn French. Promoting and Opposing Bilingualism in English-speaking Canada* est subdivisé en

onze chapitres montrant de manière chronologique comment les crises linguistiques ont toujours ponctué – et empoisonné – l’histoire canadienne. Lui-même historien de formation et auteur prolifique, le professeur Matthew Hayday expose les hauts et les bas des politiques linguistiques au Canada, tant au niveau fédéral que provincial (et quelquefois municipal), et son angle est original, car il se place – consciemment ou non – du côté des opposants au bilinguisme, par exemple en montrant systématiquement les réactions outrées (et opprimantes) d’une grande partie des élites canadiennes qui rejette le bilinguisme avec un entêtement persistant. D’ailleurs, les chapitres les plus intéressants – mais aussi les plus inquiétants – sont ceux où Matthew Hayday décrit les nombreuses campagnes de dénigrement et de négation du fait français ou du bilinguisme dans différentes provinces canadiennes, principalement au 20^e siècle (chapitres 4 et 5). Mais ce positionnement ne l’empêche pas de signaler à maints endroits les mouvements voulant au contraire promouvoir l’usage du français.

En dépit des intentions louables de l’auteur, deux éléments essentiels manquent cependant à cet ouvrage ambigu qui n’est pourtant pas sans qualités : d’abord le rappel des conséquences durables sur plusieurs générations de Canadiens-français des lois provinciales interdisant ou restreignant l’usage du français dans des provinces comme l’Ontario (le Règlement 17), le Nouveau-Brunswick (loi King, en 1871) et au Manitoba; ces lois provinciales anti-français ont été en vigueur durant des décennies et ont signifié l’assimilation des milliers de Francophones vers l’anglicisation. Ces épisodes charnières sont clairement mentionnés, mais sans préciser qu’ils constituaient, chacun à sa manière, une forme d’acculturation pour les Francophones. En outre, un autre élément doit être rappelé : avant la Confédération de 1867, la population du Canada était à égalité entre Anglophones et Francophones ; mais dès la fin du 19^e siècle, cet équilibre a été progressivement rompu, notamment en raison des politiques migratoires fédérales

favorisant l’anglicisation mais aussi en raison du mode de fonctionnement unilingue des différentes fonctions publiques. Encore de nos jours, le bilinguisme n’est pas obligatoire pour les ministres ni pour beaucoup de haut-fonctionnaires au Canada. Dernier problème à signaler dans ce livre : la proportion minimale dans les références bibliographiques d’écrits en français – pouvant par le fait même exposer « l’autre point de vue ». Par exemple, l’absence des travaux de l’universitaire Charles Castonguay sur la démographie linguistique au Canada m’apparaît comme une lacune supplémentaire qui contribue à invalider la présente recherche – en dépit de son ampleur et de la bonne foi apparente de son auteur. La principale conséquence de cet autre déséquilibre (dans la proportion restreinte d’ouvrages en français consultés ou cités dans les notes bibliographiques) réside dans la conceptualisation et la formulation même du problème linguistique canadien : au lieu de le concevoir comme une série de manifestations évidentes d’une forme de néocolonialisme canadien de la part des élites anglophones envers la minorité francophone (avec son lot d’accusations portées à l’endroit des Francophones et des Québécois), l’ouvrage réduit les éternelles luttes linguistiques au sein du Canada comme étant un simple conflit entre deux communautés linguistiques dans différentes régions du pays. L’auteur décrit ces épisodes successifs comme s’il s’agissait de deux communautés égales en nombre et en pouvoir, dans un contexte où l’une répond politiquement aux décisions de l’autre. En outre, cette conception néglige de considérer comme telle l’indifférence – et parfois le mépris – de l’écrasante majorité linguistique anglophone qui domine, ignore et/ou marginalise la minorité francophone. Et dans *So They Want Us to Learn French. Promoting and Opposing Bilingualism in English-speaking Canada*, le conflit linguistique canadien est reconceptualisé selon une vision simplificatrice de deux antagonismes, où les actions du gouvernement québécois pour empêcher ou limiter la diminution du français sont systématiquement considérées par les médias

anglophones comme des attaques envers la langue anglaise, qui – selon ce point de vue oblique – mériteraient une réaction et par conséquent justifieraient d'autres mesures néfastes contre le fait français et contre le bilinguisme. Cette surenchère est décrite dans les chapitres 9 et 10 axés sur les années 1980 et 1990. Et Matthew Hayday ne manque d'ailleurs pas de dénoncer la mésinformation ayant fréquemment eu lieu dans les médias en Ontario durant les années 1990 à propos des décisions du Québec pour préserver le fait français (188).

En dépit de la gravité de la situation, la conclusion de Matthew Hayday se veut optimiste, indiquant que de nos jours, on continue d'apprendre le français au Canada (262) ; mais les chiffres implacables de la démographie récente et les recensements montrent au contraire que la place du français ne cesse de diminuer partout au Canada (et même à Montréal), et qu'il faudrait de véritables politiques – plus que des vœux pieux – pour inverser cette tendance néfaste, qui fait en sorte que de nos jours, le Canada ressemble de moins en moins à l'idée que nous devrions avoir du Canada. Depuis des décennies, les mots encourageants de type « des gens apprennent le français partout au Canada » ne parviennent pas à inverser la tendance de fond sur l'anglicisation *de facto* et irréversible du Canada. Depuis des décennies, les constats timorés du Commissaire aux langues officielles restent lettre morte, puisque ses rapports annuels ne sont aucunement contraignants, et de ce fait ne sont pas mis en pratique par les gouvernements, et encore moins ailleurs. Mais personne n'ose l'affirmer. En outre, l'ignorance chez les Canadiens-anglais à propos de presque tout ce qui touche la culture québécoise (qu'il s'agisse de littérature, musique, émissions télévisées) est assez généralisée et révélatrice. En réalité, force est de constater qu'en raison de leur ignorance généralisée du français, les Canadiens-anglais du 21^e siècle connaissent mieux la culture des États-Unis que celle du Canada-français. Mais il s'agit là d'un autre problème, ou plutôt d'une question beaucoup plus large quant à l'identité

canadienne, et ceci dépasse le cadre initial du présent ouvrage. En ce sens, *So They Want Us to Learn French. Promoting and Opposing Bilingualism in English-speaking Canada* est à la fois informatif mais aussi symptomatique d'un problème profond et souvent occulté que peu de politiciens canadiens osent regarder en face. Et pourtant, les solutions politiques pour revaloriser ce défi du bilinguisme sont simples et déjà bien connues ; des mesures (comme des incitatifs et le respect des exigences minimales) ont souvent été suggérées, notamment au sein de l'appareil gouvernemental. Paradoxalement, c'est surtout au Québec et dans la partie francophone du Nouveau-Brunswick que l'on trouve les véritables citoyens bilingues du Canada.

Yves Laberge

André Pratte, *Sénateur, moi ?*, Montréal : Les Éditions La Presse, 2020 (352 p. ; ISBN 978-2-89705-591-3 ; CAD 29,95)

Contre toute attente, André Pratte a démissionné du Sénat du Canada le 18 octobre 2019 après moins de quatre années de présence à la seconde Chambre ; geste assez inhabituel puisqu'au Canada, les sénateurs sont en principe nommés « à vie » (et dans les faits, jusqu'à 75 ans) par le Gouverneur général du Canada. Auparavant, André Pratte a eu une longue carrière journalistique, notamment pour le journal *La Presse* ; il est aujourd'hui consultant pour une firme prestigieuse (326). Ce livre de mémoires sénatoriales raconte de l'intérieur, avec des hauts et des bas, la vie politique de non-élu dans le contexte canadien. Le premier chapitre débute en nous révélant dans quelles circonstances André Pratte a lui-même appris qu'il était nommé sénateur indépendant, c'est-à-dire sans affiliation ni appartenance partisane, au début de 2016 (19).

D'entrée de jeu, André Pratte explique les motifs de sa démission inattendue, et c'est la question que tout le monde se posait à ce moment. Il s'explique ouvertement : « le Sénat est demeuré un lieu hyper-partisan. L'opposition fait obstacle systématiquement à

« tout ce que propose le gouvernement » (14). Puis l'ex-sénateur vise directement les hauts-fonctionnaires et l'entourage des hauts-dirigeants et du personnel politique pour diagnostiquer la source principale de tous ces maux et de tous ces blocages : « C'est l'arrogance de l'exécutif, du pouvoir concentré au bureau du premier ministre » (14). Les sénateurs du parti conservateur sont également visés pour leur volonté d'exercer une forme d'obstruction constante. Et plusieurs fois dans ce livre, on retrouve cette phrase qui résonne comme un diagnostic ou un *post mortem* : « Le Sénat a été paralysé par la partisannerie » (230).

Les observations d'André Pratte sur les us et coutumes des sénateurs canadiens sont souvent éclairantes, car si l'on connaît relativement bien la vie parlementaire des ministres par le truchement des médias, on ignore en revanche beaucoup de choses importantes à propos du Sénat canadien, qui reçoit moins de visibilité. D'ailleurs, très peu de Canadiens seraient capables de nommer spontanément les noms de plus de deux sénateurs. En ce sens, le livre *Sénateur, moi ?* ne fait pas double emploi avec aucun autre ouvrage sur cette dimension pourtant centrale de la politique canadienne. Et en bon journaliste, André Pratte consacre tout un chapitre (intitulé « Les archives ») de la première moitié à synthétiser de manière non-chronologique un siècle de débats, de crises et de remous au Sénat à Ottawa, sans pour autant prétendre en refaire l'histoire exhaustive ou linéaire. Inévitablement, étant conscient de la mauvaise réputation des sénateurs pour une partie de la population, André Pratte ne manque pas d'exposer avec franchise les travers de certains de ses confrères : parfois trop dépensiers, parfois en conflit d'intérêts ou détenant le statut peu enviable d'« éternels absents » au Sénat (129).

D'une manière plus générale, beaucoup des descriptions faites par André Pratte à propos du fonctionnement du Sénat sembleront symptomatiques, voire révélatrices de certaines réalités canadiennes et ce, même au plus haut niveau de l'État, par exemple à propos de l'indifférence de

beaucoup de sénateurs anglophones face au fait français et aux Francophones. Cette attitude répréhensible est évidemment contraire à l'idéal canadien. À ce sujet, André Pratte distingue bien les nuances pouvant exister entre le principe initial (ou l'esprit de la loi, pour paraphraser Montesquieu) et la réalité actuelle : « En théorie, au Sénat comme à la Chambre des Communes, on peut parler la langue officielle de son choix ; la traduction simultanée permet aux sénateurs unilingues de comprendre nos propos. Cependant, je réalise rapidement que, dès qu'on passe au français, l'intérêt de plusieurs de nos collègues anglophones diminue sensiblement ; nombreux sont ceux qui se mettent à discuter entre eux ou à consulter leur téléphone intelligent ou leur tablette » (96). D'ailleurs, et c'est un des points forts de ce livre, André Pratte démontre à maintes reprises comment les sénateurs francophones se heurtent inévitablement à l'opposition « crasse » (c'est l'adjectif employé ici) de la majorité sénatoriale lorsqu'ils tentent d'une manière ou d'une autre de protéger concrètement la minorité francophone par des motions ou des projets de loi, par exemple devant la plus récente crise linguistique survenue en Ontario en 2018, face aux décisions contestées du gouvernement provincial du conservateur Doug Ford de bloquer l'avènement d'une université francophone à Toronto et de compresser de nouveau les services en français dans cette province (220). André Pratte témoigne du fait que beaucoup de sénateurs conservateurs refusaient alors de débattre de ce problème ou même de faire de l'ombre à un allié politique qu'ils respectaient et soutenaient aveuglément (221).

Dans un livre de mémoires, les passages rétrospectifs consacrés aux erreurs de parcours sont quelquefois les plus révélateurs et les plus touchants, si on en juge par leur nombre et par le repentir exprimé, mais surtout par les leçons apprises. Signe de cette sagesse acquise, André Pratte relate avec humilité certaines de ses décisions personnelles ou professionnelles survenues au mauvais moment et tout au long de sa vie, comme ce coup de tête lui ayant fait

renoncer à sa position très enviable d'éditorialiste au quotidien *La Presse*, en 2015 (47). Et au Sénat, André Pratte a plus d'une fois fait face à des cas de conscience et décisions déchirantes. Mais il propose également, en fin de volume, une série de recommandations et de pistes de solutions pour tenter d'amender le Sénat et de régler certains problèmes persistants (287). Et il revient pertinemment dans sa conclusion sur l'importance pour le Sénat de préserver – mais aussi de valoriser – l'usage réel du français partout au Canada ; or, devant des sénateurs majoritairement incapables de pouvoir converser au-delà de quelques phrases en français et en maintenant cette politique de nommer des sénateurs ne connaissant pas le français, comment le gouvernement fédéral actuel peut-il vraiment prétendre avoir la volonté politique de s'attaquer à ce problème persistant depuis les débuts de la Confédération de 1867 ? (332). Cette ignorance presque généralisée du bilinguisme demeure encore la principale lacune du Sénat canadien tel qu'il existe actuellement, et c'est la raison principale pour laquelle si peu de Francophones se reconnaissent dans cette institution associée à une autre époque.

En dépit d'un titre laconique qui laisserait presque l'impression d'un simple récit d'un parcours individuel, le livre *Sénateur, moi ?* permet néanmoins de revivre certains des principaux débats de société ayant animé – et secoué – la société canadienne, par exemple autour de la décriminalisation et de la légalisation de la drogue par le gouvernement libéral (244). Pour chaque cas exposé, André Pratte justifie intelligemment ses choix, ses hésitations, ses décisions mais aussi ses regrets lorsqu'il s'est quelquefois rallié à la position de la majorité ou de ses adversaires.

André Pratte n'est pas le premier – ni le dernier, assurément – sénateur québécois à se raconter dans un livre de mémoires politiques ; plusieurs illustres prédécesseurs ont également relaté leurs souvenirs sénatoriaux dans de très bons livres ; pensons à Jacques Hébert (*Trois semaines dans le Hall du Sénat*, paru aux Éditions de l'Homme) ou

encore Serge Joyal (*Protéger la démocratie canadienne: Le Sénat, en vérité*, paru chez McGill-Queen's University Press). Mais en plus de son actualité et de son style très vivant, ce livre très personnel d'André Pratte a le grand mérite de dénoncer à plus d'un endroit les dysfonctionnements, les injustices et les inégalités qui persistent dans ce lieu décisionnel puissant et méconnu, qui devrait au contraire constituer un exemple de gouvernance et un garant de la probité de l'État canadien.

Yves Laberge

Jacques Hellemans, *Les Éditions Marabout, Bob Morane et le Québec*, Québec : Septentrion, 2019 (197 p.; ISBN 978-2-89791-061-7; CAD 27,95)

À première vue, ce livre de l'éditeur québécois Septentrion – spécialisé dans les ouvrages d'histoire – semblerait n'être qu'une analyse tripartite autour d'une vénérable maison d'édition belge (Marabout), d'un héros romanesque pour adolescents (Bob Morane) et de leur double popularité au Québec ; mais il y a beaucoup plus dans cette étude sur l'histoire de l'édition, au Canada et en Belgique. Afin de bien appréhender cet épisode marquant, il faut se rappeler de deux hommes extraordinaires qui ont été les catalyseurs de cette aventure éditoriale : l'écrivain Henri Vernes (de son vrai nom Charles-Henri Dewisme) et l'éditeur Dimitri Kazanovitch, surnommé Dimitri Kasan. Ensemble, ils sont à l'origine d'une histoire à succès assez unique dans la Francophonie, car les 200 romans d'Henri Vernes ont connu au Québec un engouement inégalé, comparable à celui de Tintin ou de Harry Potter. Au cours des années 1960, les romans d'Henri Vernes ont été comme une locomotive pour cet éditeur belge. Dans sa préface rédigée expressément pour ce livre, le centenaire Henri Vernes se remémore en des termes épiques ses premiers voyages au Canada, à partir de 1964 : « je suis allé dans le Grand Nord du Canada avec les Indiens montagnais, il y avait une neige incroyable ! La vraie

neige! » (10). À la suite de ce premier voyage en sol canadien, Henri Vernes écrira très rapidement un roman dont l'action se déroule au Canada : *Terreur sur la Manicouagan*, paru en 1965.

Les cent premières pages de *Les Éditions Marabout, Bob Morane et le Québec* décrivent le contexte culturel de l'après-guerre et la mise en place de cette vaste entreprise pour dynamiser la lecture au Québec. Toute la deuxième moitié de ce livre de Jacques Hellemans porte sur l'implantation des collections de l'éditeur Marabout à Québec, à partir de 1951. À cette époque, la plupart des éditeurs se concentraient à Montréal, et non dans la capitale. Ce projet éditorial et culturel assez inusité avait deux particularités : les livres des Éditions Marabout étaient offerts à prix modique et en outre, ils n'étaient pas en anglais. C'était le début de l'ère du livre de poche dans le monde francophone, adapté des *Pocket Books* venus des États-Unis. Le Québec aura alors opté pour les livres en français.

Rattaché à l'Université libre de Bruxelles, Jacques Hellemans fait revivre Marabout et la glorieuse époque où son centre de distribution pour les Amériques était situé dans la basse-ville de Québec, d'abord au 26 rue Dorchester, puis au 226 rue Christophe-Columb Est. Mais le propos ne se veut pas nostalgique ; l'auteur met en évidence les référents culturels de cette époque, les stratégies de mise en marché innovantes créées par Dimitri Kasan pour rejoindre le lectorat québécois en offrant une infinité de sujets : romans, essais, classiques de la littérature, biographies, livres sur le bien-être, le savoir vivre, etc. Certaines collections comme « Marabout flash » et « Marabout Université » connaissent un vif succès dans toute la Francophonie en proposant des guides illustrés sur une multitude de sujets, incluant même l'éducation sexuelle — ce qui fait que certains de ces titres seront momentanément interdits en France, en 1956 (147). L'engouement des Éditions Marabout au Québec atteint des sommets inégalés : « Dans la seule année 1962, il se vend au Québec près d'un million de titres, répartis en huit collections »

(151). Au fil des ans, ce succès ne se dément pas : « Il est significatif de constater que Kasan y vend, pour la seule année 1964, plus de 1 200 000 volumes, alors que le Québec compte à l'époque moins de cinq millions de Francophones » (183).

Rétrospectivement, certains pourraient peut-être reprocher aux ouvrages des Éditions Marabout d'avoir occupé d'une manière presque impériale ou inéquitable le devant des vitrines des librairies du Québec en s'accaparant l'attention et la visibilité du lectorat du Canada-français ; ce réflexe de se tourner vers le « bon parler français » au détriment de la production locale persiste encore de nos jours dans certains milieux littéraires canadiens qui ne jurent que par les auteurs venus d'Europe. Mais ce serait négliger l'apport de cette petite équipe qui a donné le goût de la lecture à toute une génération de lecteurs, et particulièrement aux jeunes ayant découvert l'imaginaire et le monde à travers des livres fascinants et à prix modique : comme une alternative à l'anglicisation à laquelle nous assistons désormais à l'ère de la culture numérique mondialisée et anglicisée.

Richement documenté et généreusement illustré, idéal pour les bibliothèques publiques, le livre *Les Éditions Marabout, Bob Morane et le Québec* constitue un exemple représentatif de ce que les Études canadiennes peuvent apporter d'original, ici dans une approche comparative ; mais en outre, cette étude enthousiasmante de Jacques Hellemans s'inscrit également dans la méthode transdisciplinaire des études transatlantiques (*Transatlantic Studies*), qui sont axées sur les échanges culturels entre les continents reliés par l'Océan Atlantique.

Yves Laberge

Robert Boschman/Mario Trono (eds.), *On Active Grounds: Agency and Time in the Environmental Humanities*, Waterloo, Ont.: Wilfrid Laurier University Press, 2019 (366 pp.; ISBN 978-1-77112-339-6; CAD 42,99)

The debate around the environment is often limited to Eurocentric perspectives and uses of the environment. This volume counteracts this narrow perspective by positioning the environment not only as something to be used or protected, but as something to be valued for its inspirational qualities and understood in the context of relations that various agents cultivate with it – thus providing an interdisciplinary portrayal of Environmental Humanities.

The volume consists of 12 essays within four sections which deal with the role of the environment in the Humanities. Additionally, the volume contains a photo essay in which Robert Boschman chronicles his trip with Bruno Latour in the context of the human-nature binary. The first section of the volume focuses on the environment as inspiration for creative production, followed by the second section that centers Indigenous views and uses of the environment. The third section then deals with the subjects, i. e. human, animal, and non-human relations. The volume ends by taking a look at a more global view of the environment as a system.

Paul Huebener argues for the importance of considering time as a mechanism of power and an avenue for change in environmental questions. He outlines how – through “the acceleration” of human life and development practices – the frequency of climate catastrophes increases, while for some parts of the population, the apocalypse has already happened. Huebener links this singular vision of human progress to a “coloniz[ation] [of] our imaginations” that does not allow for an alternative to capitalism.

In her essay, Geneviève Susemihl centers Indigenous agency in the context of heritage sites. She explores the notion of

Indigenous people reclaiming control over their cultures and communities through heritage and, more specifically, Blackfoot people utilizing the heritage site for ceremonial purposes in contrast to the government’s purely historical use of the site. The essay reflects diverse Blackfoot points of view and advocates for situating heritage in the here and now. Lea Rekow’s essay demonstrates the impact of resource extraction on the Navajo nation and Navajo activism fighting against irresponsible resource development. Rekow details how the Navajo not only do not profit from resource development on their lands, but also how their health and environment suffer from the hazardous consequences.

An integration of Indigenous perspectives is further demonstrated by Pamela Banting whose essay re-evaluates culture through the oil industry’s impact on wild animals, by Mishka Lysack who includes the notion of stewardship of Indigenous people, and Nancy C. Doubleday who points towards Indigenous knowledge of the environment as fundamental to agency and a balanced relationship. Banting’s essay takes Indigenous points of view into account through referencing Haisla author Eden Robinson, decentering human agency and superiority and re-defining culture as “the result of trans-species flows” and an “ecological relationship”. An imbalanced relationship results in a loss of agency for both humans and non-human animals. Thus, she gestures towards alternative Indigenous relationship models.

Lysack investigates climate crisis mitigation measures in Canada and suggests that Canada models Germany’s and Denmark’s more holistic approach to renewable energy. He prioritizes Indigenous nations through valuing Indigenous knowledge. Doubleday’s essay considers agency as embedded in culture, resulting in a “culture vector” – she highlights context and Indigenous knowledge of the environment as important for population groups impacted by resource development projects that should aim to maintain “system integrity”. Doubleday advocates for a more “dynamic” concept of culture that

equates culture with “action”, culture as values and motivator for effecting change.

Karla Armbruster questions the definition of humans as the top of the food chain and relates humanity to the binary of predator and prey, turning it on its head to demonstrate how interconnected humans are to nature, as well as the fragility of the human body itself. Thus, she decenters human agency. Morgan Zedalis and Sean Gould, in turn, center non-human agency through demonstrating that farmers’ reactions to wolves largely ignore the wolf’s agency.

Mario Trono’s essay on ecocinema stipulates two approaches to viewing films, “ecocinematic viewing” and “montagist reply”. Ecocinematic viewing is based on the notion that standard blockbusters do not appropriately address ecocritical themes and thus fuel a lifestyle that leads to environmental pollution. Movies often portray nature as understood only in relation to the protagonist. Montagist reply turns the viewers into prosumers; diffusing scenes from films in new ways through adding critique, a new sequential order, and sounds. Sabine Feisst’s essay presents another creative aspect of ecology: music. Feisst outlines ecocritical practices musicians have taken up, through lyrics or the evaluation of music production’s sustainability. Similarly to Trono’s viewing practices, she illustrates “ecological listening”. In his essay, Boschman argues that in the post 9/11 world, a new type of vampire has been created: the “Environmental Vampire” who is an embodiment of 21st century fears and a critique of 21st century lifestyle. Boschman decenters the agency of the human subject by outlining how the Environmental Vampire does not engage in human communication or interpersonal relations.

In their essay, Randy Schroeder and Kent Schroeder argue for an “[i]mplacable time” and “incalculable agency”. They describe the Bhutan GNH as an indicator of a balanced relationship between humans and non-humans through strict conservation measures which have been adapted to account for sustained economic production.

The inclusion of Indigenous perspectives in the volume is noteworthy; however, it would be refreshing to read an essay written by an Indigenous scholar, so that Indigenous points of view are presented in an unmediated manner in the debates led predominantly in an Eurocentric context. In times where Indigenous people are heralded as the last line of defense and continuously pushed to the sidelines – both literally and metaphorically – it is crucial to award space to Indigenous scholars to tell their stories themselves.

To conclude, the volume is interdisciplinary, combining domains of media and natural sciences in new and timely ways, portraying the environment and its agents from new international perspectives that counteract the prioritization of humans over animals and ecologies. Therefore, the volume will be interesting to a broad range of scholars. While many examples in the essays are from Canada, the contributors come from diverse backgrounds – by offering examples from e.g. Bhutan, the authors demonstrate that the vectors of agency and time are crucial not only in a localized, but also in a global context.

Johanna Lederer

Paul D. Morris (Hg.), *Le Canada : une culture de métissage/Transcultural Canada*, Québec : Presses de l’Université Laval, 2019 (258 S. ; ISBN 978-2-7637-4269-4 ; CAD 30)

Der vorliegende, zweisprachige Sammelband, der aus einer Tagung an der Universität de Saint-Boniface (Winnipeg, Manitoba) hervorgegangen ist, behandelt mit dem Themenkreis von *Métissage* und Transkulturalität eine Problematik, die in den letzten Jahrzehnten in der Forschung auf wachsende Aufmerksamkeit gestoßen ist. Dem Herausgeber Paul Morris (Université de Saint-Boniface) und auch den meisten Beiträger*innen gelingt es jedoch, neue Gesichtspunkte und Forschungsperspektiven zu erschließen und nicht nur auf Bekanntes zurückzugreifen. Die

vier Teile des Bandes stecken die großen Gegenstandsbereiche ab, die im Rahmen des Bandes behandelt werden. Nach einem sehr informativen Einleitungsbeitrag von P. Morris, in dem die Konzeption des Bandes präsentiert und auf die grundlegenden Begriffe sowie die einschlägige, hierauf bezogene Forschung eingegangen wird, werden im ersten Teil („Interrogations théoriques et critiques“) in den Beiträgen von Afef Bennessaïeh (Montréal), Franck Chignier-Riboulon (Clermont-Ferrand) und Paul Brochu/Anne Sechin (Saint-Boniface) grundlegende Ansätze der Transkulturalitätsforschung zur Diskussion gestellt. Der zweite Teil („Métissage dans l'espace public“) umfasst zwei Beiträge von Étienne Rivard (Saint-Boniface) zum Zusammenhang von Ökonomie und Transkulturalität in den frankophonen Regionen Westkanadas sowie von Danielle de Moïssac, Ndeye Rokhaya Guèye und Stéfán Delaquis (Saint-Boniface) zum Zusammenhang von ethnolinguistischer Identität, sozio-ökonomischem Profil und psycho-mentaler Gesundheit („santé mentale“) bei jungen Métis in Manitoba. Der dritte Teil, „Métissage/Transculturalism et discours littéraire“ überschrieben, zielt mit den Beiträgen von Astrid Fellner (Saarbrücken) zum Thema „Border Thinking and the Transcultural Poetics of Lee Maracle“, von Svetlana Seibel (Saarbrücken) zu Science Fiction-Werken, die von dem First Nations Autor Drew Hayden Taylor geschrieben wurden, sowie von Adina Balint (Winnipeg) zum Roman *La Québécoïte* von Régine Robin auf literarische Darstellungsformen von Transkulturalität. Der vierte Teil schließlich, der den Titel „Les Métis et le métissage culturel au Canada, et ailleurs“ trägt, weitet die in dem vorliegenden Band verfolgten Analyseperspektiven vor allem in komparatistischer Hinsicht aus. Michail Bashkov (Iakoutsk) vergleicht in seinem Beitrag das ethno-

politische Verhalten der Lakourie in Sibirien mit dem ethno-kultureller Minderheiten im Westen Kanadas; Christoph Laugs (Trier) behandelt mit dem Beispiel der Mokassins ein wichtiges identitätsstiftendes und zugleich transkulturell geprägtes Element der materiellen Kultur der *Métis* in Manitoba; Peter Carington (Waterloo) und Aurelio Ayala (Nantes) untersuchen die komplexe Rolle von *Métis* in der berittenen Polizei in Manitoba; und der Beitrag von Jean-Philippe Croteau (Chengdu) schließlich verfolgt in vergleichender Perspektive die sehr interessante Fragestellung der Transformation einer religiösen Institution – hier der katholischen Kirche – unter dem Einfluss der Immigration in den Jahren 1908 bis 1939, die treffend als Übergang von einer nationalen zu einer multikulturellen Kirche charakterisiert wird („le passage d'une Église-nation à une Église multiculturelle“, 229-251).

Sammelbände wie der vorliegende sind – fast notwendigerweise – heterogen und können nur Einblicke in eine in diesem Fall auch sehr komplexe Thematik bieten. Trotzdem lassen sich in dem vorliegenden Band einige auch für die weitere Forschung sehr interessante methodische und thematische Achsen erkennen. Diese betreffen zunächst die begriffliche und methodische Reflexion über die Konzepte ‚transculturality‘ und ‚métissage‘, die im Titel des Buchs symmetrisch angeordnet sind und geradezu als Übersetzungen erscheinen, aber, wie vor allem Paul Morris in seinem sehr instruktiven Einleitungsbeitrag betont, in der anglophonen, auch anglo-kanadischen, Theoriediskussion einerseits und der frankophonen Theoriediskussion andererseits zum Teil völlig andere Bedeutungsdimensionen aufweisen. Während ‚métissage‘ vor allem aus anglophoner Sicht nicht gänzlich von seinen biologischen und auch kolonialen Ursprüngen gelöst werden kann¹, weist der Begriff

1 Siehe hierzu auch Hans-Jürgen Lüsebrink (1992-1993), „Métissages“. Contours et enjeux d'un concept-carrefour dans l'aire francophone“, in: *Études Littéraires*, 25.3, 93-108 (Themenheft: „Métissages Caraïbes-Brésil“); Hans-Jürgen Lüsebrink (2010), „Métissages.

Approches littéraires et culturelles d'un concept universel dans la culture québécoise contemporaine“, in: Yvan Lamonde/Jonathan Livoir (Hg.), *Culture québécoise et valeurs universelles*, Québec: Les Presses de l'Université Laval, 31-48.

‚Interkulturalität‘ im kanadischen Kontext, wo als Alternativkonzepte zum kanadischen Multikulturalismus die Begriffe ‚interculturalité‘ und ‚interculturalisme‘ in Québec stark politisch besetzt sind, einen völlig anderen Stellenwert im sozialen und wissenschaftlichen Diskurs auf als in Europa, so dass sich in Kanada stattdessen sehr viel stärker der Begriff ‚transculturalité/ transculturality‘ etabliert hat.

Eine zweite wichtige Themenachse des vorliegenden Bandes liegt in dem Fokus auf den *Métis*, Nachkommen von Eurokanadiern, meist Pelzhändlern und Waldläufern, und Autochthonen, die vor allem in Manitoba und Saskatchewan seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts eine wichtige historische, soziale und politische Rolle gespielt haben, aber erst 1982 offiziell von der kanadischen Regierung als ethnische und – zusammen mit den Inuit und den First Nations – als indigene Minderheit anerkannt wurden. Während der Beitrag von M. Bashkov in einer aufschlussreichen vergleichenden Perspektive (mit Ethnien in Sibirien) kulturelle und soziale Spezifika der *Métis* herausarbeitet, konzentrieren sich die Beiträge von Laugs und Carrington/Ayala sowie Croteau auf ebenso spezifische wie interessante Einzelaspekte: zum einen auf identitätsbildende Elemente der materiellen Kultur, die C. Laugs anhand der kulturellen Formen und soziokulturellen Funktionen von Mokassins präzise und anschaulich herausarbeitet; und zum anderen auf das Phänomen der Mitwirkung von *Métis* im Rahmen der Hilfstruppen der berittenen Polizei in den Prärieprovinzen Kanadas, in der ihnen eine wichtige, politisch kalkulierte und damit zugleich paradoxe Rolle als Mittlerfiguren zwischen der staatlichen Ordnungsmacht (die im 19. Jahrhundert mehrfach die Widerstandsbewegungen der *Métis* mit brutaler Gewalt niedergeschlagen hatte) und ihrer ethno-kulturellen Gemeinschaft zukam. Der Beitrag arbeitet sehr differenziert und anhand einer Reihe von individuellen Lebensläufen die komplexe Rolle der *Métis* im Rahmen der *Police montée* heraus: Sie waren nicht nur an repressiven Polizeiaktionen – zum Teil gegen ihr eigenes Volk –

beteiligt, sondern dienten auch als Übersetzer sowie interkulturelle Vermittler und vermochten in zahlreichen Fällen auch auf indirektem Wege den Interessen der *Métis* zu dienen und – geradezu paradoxerweise – Formen des Widerstandes auszubilden.

Die übrigen Beiträge des Bandes betreffen mosaikartige Einzelaspekte und -phänomene des kanadischen Transkulturalismus. Sie reichen von der Hybridisierung von Identitätsmodellen von Schriftsteller*innen der First Nations (wie Lee Maracle in dem Beitrag von A. Fellner) und Gattungen (wie den Science Fiction-Werken von Drew Hayden Taylor in dem Beitrag von S. Seibel) in den indigenen Gegenwartskulturen über den – allerdings bereits sehr bekannten und vielfach in der Forschung aufgearbeiteten – Migrations-Roman *La Québécoite* (1983) von Régine Robin bis zum Zusammenhang von Ökonomie und Transkulturalität in den frankophonen Minderheiten im Westen Kanadas. Bei mehreren dieser Beiträge hätte man sich etwas weniger Theorie(lastigkeit) und mehr kontextualisierende Erläuterungen und textnahe philologische Analysen gewünscht – wie etwa zur Handlungs- und Gattungsstruktur des Dramas von Taylor, das S. Seibel in ihrem Beitrag behandelt. Wenig zielführend erscheint, auch bei genauerer Lektüre, der Rekurs auf René Girards Theorieansätze zum Verständnis des kanadischen Multikulturalismus, deren Erkenntnisgewinn P. Brochu und A. Sechin in ihrem Beitrag mit (allzu) großem Aufwand aufzuzeigen versuchen und in dem sich ebenso problematische wie erklärungsbedürftige Thesen finden wie die folgende: „Nous avons vu dans le schéma girardien que le rapport à autrui est mimétique, et que le ‚même‘ représente un risque de violence, de destruction et de chaos qui n'existe cependant que dans une médiation interne“ (59). Auch die Ausführungen zu den Unterschieden zwischen „interculturalism“, „multiculturalism“ und „transculturalism“ in dem Beitrag von A. Bennaïeh vermögen nur teilweise zu überzeugen. Insbesondere das Überblicksschema auf Seite 23 ist problematisch: Warum „interculturalism“ und

„multiculturalism“ im Gegensatz zu „transculturality“ „stable cultures“ (23) darstellen sollen, bleibt ebenso unklar wie die Behauptung, „interculturalism“ sei prinzipiell durch eine hierarchische Machtstruktur („power structure“) und eine grundlegend konfliktuelle Situation des Individuums („The individual is conflicted“) gekennzeichnet.

Der wissenschaftliche Ertrag des vorliegenden, in vielen Beiträgen anregenden Bandes liegt zweifellos zum einen in seinem – überwiegend erfolgreichen – Bemühen, die Begriffe ‚transculturality‘ und ‚métissage‘ für die Analyse der kanadischen Gegenwartskulturen neu zu denken und fruchtbar zu machen, sowohl für das Verständnis sozialer Phänomene und Prozesse als auch für die Analyse neuer, zeitgenössischer literarischer und medialer Ausdrucksformen; und zum anderen in dem Stellenwert, den er den *Métis* und ihrer Kultur der Resilienz und des Widerstandes einräumt.

Hans-Jürgen Lüsebrink

Martin Pâquet/Serge Dupuis (dir.) : *Faire son temps. Usages publics du passé dans les francophonies nord-américaines*, Québec : Presses de l'Université Laval, 2018 (335 p. ; ISBN : 978-2-7637-4005-8 ; CAD 30)

Cet ouvrage collectif poursuit l'ambition d'analyser, à travers différents angles d'approche, les usages – c'est-à-dire les représentations et les pratiques de mémorisation et de commémoration – du passé dans les communautés francophones nord-américaines, tout particulièrement au Canada, mais aussi, à travers deux contributions, en Louisiane et en Nouvelle-Angleterre. Les 15 contributions de ce volume, précédées d'une introduction par les deux directeurs, sont divisées en cinq parties : la première, intitulée « Instituer une société et un savoir » (13-130) comporte cinq contributions relatives aux « régimes des francophonies nord-américaines » (Joseph Yvon Thériault), à l'historiographie acadienne récente (Julien Massicotte), à l'essai historique au Canada

français (Sophie Imbeault), à la mémoire du passé dans le milieu minoritaire francophone de l'Ontario (Serge Dupuis) et à un musée consacré à l'histoire et la culture des Franco-Américains à Woonsocket dans la province US-américaine de Rhode Island (Valérie Bouchard). La seconde partie, « Établir une filiation » (133-190) réunit des études de Caroline-Isabelle Caron sur la pratique de la recherche généalogique au Québec et en Acadie, sur les discours commémoratifs développés au Québec à l'occasion du 350^e anniversaire de l'arrivée au Québec des « Filles du Roy » en 2013 (Louise Laines) ainsi que sur le Congrès mondial acadien de 2014 (Félix LeBlanc-Savoie). La troisième partie, intitulée « Énoncer une référence » (193-229), englobe deux contributions, très différentes, sur les commémorations de l'emblématique *Histoire du Canada* (1845-48) et de son auteur, François-Xavier Garneau, dans l'espace public canadien-français entre 1909 (date du centenaire de sa naissance) et 2016. La quatrième partie, « Constituer un imaginaire » (231-292), contient la contribution, qui revêt plutôt le caractère d'un témoignage, de Gérard Bouchard sur son propre parcours (« Entre sciences sociales et littérature : survol d'un parcours »), celle de Marie-Frédérique Desbiens sur le roman historique au Québec (XIXe-XXIe siècles) ainsi que celles de Cynthia Marmen sur les usages du passé dans la littérature acadienne contemporaine et de Jean-Vincent Roy sur la représentation de l'histoire dans un jeu vidéo produit par l'entreprise Ubisoft, *Assassin's Creed*. La dernière partie, « Régler les conflits », ne comporte qu'une seule contribution, nettement plus longue que les autres (et qui aurait peut-être pu être raccourcie) de Pierre Foucher qui analyse, de manière très précise, « l'usage limité de l'histoire dans les causes linguistiques devant les tribunaux au Canada » (295-335).

Ce survol des contributions met en relief l'hétérogénéité du présent volume, qu'il sera impossible de traiter en détail dans le cadre de ce compte-rendu. Il fait apparaître aussi bien des lignes de force que des lacunes. Ces dernières concernent en particulier les

curricula et manuels scolaires, médias de tout premier plan de la diffusion de la mémoire historique, ainsi que des médias comme les almanachs de large diffusion¹, la télévision, la radio², le film³ et l'internet (qui aurait pu être pris en considération aussi en ce qui concerne les traces de lecture et les comptes rendus, par exemple sur les romans historiques en Acadie). À l'égard des genres littéraires, une attention particulière est prêté à l'historiographie et au roman historique. D'autres genres, par contre, ne sont pas traités : tel le drame historique, et plus largement la représentation de l'histoire québécoise et canadienne-française dans des formes dramatiques que l'on trouve par exemple chez Marie-Claire Daveluy, écrivaine, historienne et première femme membre de la Société Historique de Montréal, et chez l'« écrivain national » Louis-Honoré Fréchette à la fin du XIXe et au début du XXe siècle aussi bien que, ces dernières décennies, dans le théâtre de Robert Lepage ou encore dans les pièces de l'auteur autochtone Yves Sioui Durand (entre autre *La conquête de Mexico*, 2001); telle aussi la poésie et particulièrement la chanson, genre emblématique aussi pour la mémoire historique notamment au Québec et en Acadie. Il est certes vrai, et il va de soi, que dans un volume collectif l'ensemble de la thématique ne pourrait être abordé. L'introduction qui est relativement courte et reste à un niveau de réflexion surtout théorique, aurait pu combler certaines de ces lacunes, en mettant plus l'accent sur les spécificités canadiennes-françaises aussi bien de l'usage du

passé que des médias, pratiques et institutions qui le caractérisent.

En ce qui concerne le choix des thématiques retenues dans les différentes contributions, on peut regretter que certaines ne traitent que marginalement la problématique centrale du volume : c'est le cas en particulier de l'étude de Marie-Pier Picard sur la radio CIFA qui est surtout focalisée sur l'aspect linguistique étudié à partir de seulement cinq heures d'émission ; mais aussi de l'étude de Jean-Vincent Roy sur les jeux vidéo qui ne mentionne que dans quelques lignes finales un jeu vidéo québécois traitant de l'histoire québécoise, le jeu *Kona* qui met en scène « un inspecteur montréalais dans le Grand Nord québécois » (292) qu'il aurait été intéressant d'analyser plutôt que le jeu vidéo *Assassin's Creed* dont l'action se situe à Londres en 1868. L'étude de Sophie Imbeault sur l'essai historique au Québec et au Canada français fourmille de références, pour la plupart à peine commentées, mais on aurait souhaité voir mieux se détacher les grandes lignes du genre et apercevoir une distinction plus nette, en principe nécessaire, entre « essai historique »⁴ et « étude historique. » Malgré les très nombreuses références évoquées, quelques absences frappantes sont néanmoins à relever : du côté de l'essai historique proprement dit, il manque les références aux grands essais historiques d'Edmond de Nevers, *L'Âme américaine* (1900) et *L'Avenir du peuple canadien-français* (1896), mais aussi aux travaux pionniers de l'historien et universitaire autochtone Georges E. Sioui, auteur notamment de l'essai historique *Pour une histoire amérindienne de*

1 Voir sur ce point Hans-Jürgen Lüsebrink (2014), « *Le livre aimé du peuple* ». *Les almanachs québécois de 1777 à nos jours*, Québec : Les Presses de l'Université Laval, 2014, chap. VII : « Mémoires : éphémérides du passé et inscriptions de la mémoire collective » (259-302).

2 La radio est toutefois présente dans ce volume à travers la contribution de M.-P. Picard sur la radio CIFA en Acadie qui est néanmoins focalisée en premier lieu l'analyse linguistique et beaucoup moins sur l'analyse de la mémoire historique.

3 Les films de Pierre Falardeau paraissent à cet égard de toute première importance pour la thématique de cet ouvrage, notamment *15 février 1839* (2001) et *Octobre* (1994).

4 Voir sur la définition de l'essai, genre foncièrement à cheval sur la « création imaginaire » et la « création conceptuelle », l'anthologie et les réflexions pertinentes de Laurent Mailhot (2005), *L'essai québécois depuis 1945. Étude et anthologie*, Montréal : Hurtubise HMH, 16.

l'Amérique (1989).¹ Du côté des études historiques, l'œuvre capitale d'Yvan Lemonde (qui a également écrit plusieurs essais historiques, tel *Un coin dans la mémoire. L'hiver de notre mécontentement. Essai*, 2017) n'est que très succinctement mentionnée, et l'apport non négligeable d'historiens européens, comme par exemple Ingo Kolboom avec ses travaux importants sur l'histoire de l'Acadie et les lieux de mémoire au Québec², est largement laissé de côté. Un index permettant de retrouver plus facilement les auteurs cités, dans l'ensemble des contributions, aurait été souhaitable.

Retenons toutefois quelques contributions qui nous semblent constituer des apports importants pour la recherche sur les usages du passé au Québec et dans les communautés francophones en Amérique du Nord. J.Y. Thériault esquisse ainsi un tableau très stimulant sur les « régimes » des francophonies nord-américaines, avec une réflexion pertinente sur le terme de « régime ». Julien Massicotte et Cynthia Marmen présentent dans leurs contributions respectives sur l'historiographie acadienne, d'une part, et d'autre part sur les représentations du passé dans le roman acadien contemporain, des études riches qui mettent en lumière le rôle important de symboles, de figures, d'événements et de mythes fondateurs (295) comme la fondation de l'Acadie en 1604 et le 'Grand Dérangement' de 1755, à la fois pour l'historiographie et pour la fiction historique acadiennes. L'article de M.-F. Desbiens présentant un panorama vaste et en même temps très concis du roman historique au Québec met clairement en relief l'évolution du genre, en montrant aussi l'importance du 'nouveau roman historique' qui prend souvent la forme d'une biographie historique fictionnalisée. C'est par exemple le cas de la passionnante biographie romancée de

Lahontan publié sous le titre de *L'aventurier du hasard. Le baron de Lahontan. Roman* (1996) par Réal Ouellet, spécialiste de l'œuvre de cette figure pionnière (et à multiples facettes de la Nouvelle-France) que fut le Baron de Lahontan (1666-1716). La longue contribution de Pierre Foucher sur « L'usage limité de l'histoire dans les causes linguistiques devant les tribunaux au Canada » qui clôt le présent volume, apporte un éclairage nouveau et intéressant sur une question peu étudiée, à savoir « comment l'histoire a pu jouer un rôle comme usage du passé dans la reconnaissance de droits linguistiques constitutionnels dans les différentes provinces assujetties à des obligations en la matière » (295). Les cas étudiés de manière très précise concernent notamment le Manitoba, le Saskatchewan et le Québec et sont tout à fait éclairants. L'auteur souligne notamment, avec pertinence : « Alors que la discipline historique contribue à forger les mythes, les symboles et le tissu national, la jurisprudence offre un lieu de convergence entre ces éléments, qui en font indubitablement partie, et le monde des normes. L'histoire a contribué à l'architecture constitutionnelle' du pays en établissant [...] que les droits linguistiques sont le fruit d'une entente, d'un pacte » (317).

Le bref et stimulant article du sociologue Gérard Bouchard sur les rapports entre sciences sociales et littérature se situe, en ce qui concerne son style analytique, quasiment à l'opposé de la contribution citée de Pierre Foucher. Il s'agit moins d'une étude scientifique que d'un témoignage autobiographique qui veut diriger l'attention sur des points importants de la problématique des usages du passé : d'une part sur l'utilité, voir l'incontournabilité de la fiction dans la connaissance historique, en particulier aussi des formes de mémorisation de la vie

1 Voir sur les essais de De Nevers *ibid.*, 102-106.

2 Voir notamment Ingo Kolboom/Roberto Mann (2005), *Akadien. Ein französischer Traum in Amerika. Vier Jahrhunderte Geschichte und Literatur der Akadier*, Heidelberg : Synchron ; Ingo Kolboom/Maria Lieber/Edward Reichel (dir.) (1998), *Le Québec:*

Société et Cultures. Les enjeux identitaires d'une francophonie lointaine, Dresden : Dresden University Press ; Ingo Kolboom/Sabine Alice Grzonka (dir.) (2002), *Gedächtnisorte im anderen Amerika – Tradition und Moderne in Québec*, Heidelberg : Synchron-Verlag.

quotidienne, des mentalités individuelles et collectives ainsi que des sensibilités intimes d'une communauté que G. Bouchard a essayé d'approcher à travers de nombreux entretiens avec des membres des Premières Nations, mais aussi de la population paysanne du Saguenay ; et, d'autre part, il attire l'attention sur leur style rhétorique, leur « mode oratoire » (236), impliquant le corps et la voix, que la fiction saurait mieux rendre, selon Bouchard, qu'une monographie historiographique académique. « Un autre trait qui me frappait », note-t-il au sujet de ses entretiens avec des autochtones de la Côte Nord, « chez ces vieux sages, c'était leur manière de commenter leur rapport avec le Blanc. Ils rappelaient des expériences d'une dureté et même d'une cruauté étonnante sans élever la voix, avec une grande sérénité. Cela me renversait. Et je découvrais que cette économie de mots et de gestes ajoutait à l'impression qu'ils voulaient transmettre » (236). Le grand historien et sociologue G. Bouchard considère ainsi ses deux romans *Mistouk* (2002) et *Uashat* (2009) comme une forme adéquate de la connaissance historique. Témoignant d'un nouvel usage fictionnel du passé coulé dans les formes de la fiction historico-ethnographique, ces deux œuvres, vues à travers les réflexions de G. Bouchard, introduisent ainsi une nouvelle configuration dans le champ complexe des représentations de la mémoire collective et de l'histoire au Québec.

Le présent ouvrage apporte dans ce contexte incontestablement des analyses et des réflexions neuves et stimulantes.

Hans-Jürgen Lüsebrink

Cheryl Thompson, *Beauty in a Box: De-tangling the Roots of Canada's Black Beauty Culture*, Waterloo, Ont.: Wilfrid Laurier University Press, 2019 (318 pp.; ISBN 978-1-77112-358-7; CAD 29,59)

The book *Beauty in a Box* has a cover picture that is very familiar to most black women not only in North America and Europe but also in the African continent. Most black women and young black girls looking

at the book cover will automatically think about a hair relaxing brand product called Dark and Lovely. Even I as a young girl I was confronted with the question of my own hair and the many negative discourses about black hair. To be able to manage my hair I used these products. Dark and Lovely represents black women in different shades of blackness using Dark and Lovely to straighten their hair. The colours of the cover are purple to pink to dark purple and gold which really catch the eye. The cover of *Beauty in a Box*, similar to Dark and Lovely, has two black models. Both models are standing beside each other head on head and we can see that one model has straight hair and the second model has an Afro. The title itself *Beauty in a Box* signifies that in order for hair and skin products to target the black women as consumers they sell the idea that you can buy beauty from a box or a jar. An excellent book on the history of the beauty industry in Canada, with gender, race, and class analysis interconnected, categories that are mostly erased in the history of people of African descent in Canada.

The book is divided into five main chapters that cover the timespan from 1914 to the 2000s. Chapters include: (2) "From Ebony's 'Brown Skin' To 'Black is Beautiful' in the News Observer, 1946-1969"; (3) "Black Beauty Culture in the Pages of Contrast and Share: Local Beauty Salons, Department Stores, and Drugstores in the 1970s and 1980s"; (4) "Global Conglomerates take over Black Beauty Culture: The Ethnically Ambiguous, 'Multicultural' 1990s and 2000s"; (5) "The Politics of Hair in the Twenty-First Century"; and (6) "Conclusion".

This book is situated within historical and cultural studies where Cheryl Thompson includes archival sources such as Black Canadian press which helped "promote Garveyism, black beauty culture, and community news" (47). Relying heavily upon print advertisements, periodical literature, and first-hand accounts from her own family photographs as her primary sources, the author examines the role beauty culture played in forming black women's racial and

gendered identities. It is in newspapers such as *The Canadian Observer*, *Dawn of Tomorrow*, or *The Canadian Negro* that the history of early black beauty culture can be found in form of advertisements (51).

These newspapers were very important because of the kind of black womanhood that they constructed: the advertisements carried on these newspapers influenced its readers in terms of consumerism and what beauty meant then. The book provides an in-depth examination of the entrepreneurial challenges and triumphs of the early black beauty industry both in America and Canada. Black women have historically been and continue to be overlooked as consumers, and so, “[t]here is a lack of cultural awareness about black Canadian women’s consumer practices” (44).

African Canadian women, as Cheryl Thompson posits, are difficult to find in academic consumer literature and have not been the subject of much academic study. The beauty industry became crucial to African Canadian women’s struggle for economic sufficiency and the struggle for the visibility of African Canadian’s economic, social and political rights. Cheryl Thompson argues that the black beauty culture in Canada played a crucial role in the creation of the modern black female identity.

Her emphasis on representations of African Canadian women in the beauty industry since World War II sheds light onto the ways that the modern Civil Rights and Black Power Movements were concerned with articulations of political equality, which, for women, included discussions of beauty as politically meaningful. Thompson elucidates the complexities of black female beauty culture. Historicizing the early black beauty culture, from 1914-1945, Cheryl Thompson traces and connects the history of black beauty culture among African Americans and shows how, through migration to the north, this culture was carried on with a distinct African Canadian narrative.

Cheryl Thompson rejects the invisibility of African Canadian women in representations of the beauty industry and even more so

consumerism in Canada. She shows how the aesthetic discourse about the “New Negro and New Negro woman” (37), which was brought to Canada by African American immigrants, became an important part of the urban cultures of Toronto, Montreal and Halifax (38). As such, she argues, hair and beauty are “part of the Black Canadian experience.” Historical Black Canadian newspapers became an important source of understanding the beauty discourse of the New Negro Canadian woman and allow us to understand how she constructed herself but also how she was represented from outside as a black woman (48).

Hair and scalp care, as Cheryl Thompson argues, were not only an impetus for African American entrepreneurs but also for early African Canadian beauty entrepreneurship for both black women, who were known as “beauty culturists,” and men (51).

Around the beginning of the 20th century, the beauty pioneers Annie Turnbo, Madam C. J. Walker and Sara Spencer Washington are examples of African American female entrepreneurs who, despite racial segregation and economic discrimination, successfully paved the way for many “African Canadian beauty culturists in the post-World War II era” (52). Halifax-born Viola Desmond had been trained in hair and skin care by Sara Spencer Washington, where she also learned “the business of how to produce hairpieces and hair products across the Maritimes” (61). Black women as “beauty culturists” redefined the New Negro Canadian woman and the question of beauty within the African Canadian landscape.

The author is at her strongest when showing throughout the book that beauticians engaged in gender politics alongside racial politics as Canadian black women, similar to their African American counterparts, confronted gender role expectations within the black community as they grappled simultaneously with the challenges of minority life in Canada.

Cheryl Thompson explores the early history of African Canadian newspapers and beauty culture by connecting African

American “beauty culturists” to African Canadian beauty practices in Canada. Here the migration of Caribbean people becomes important in that they bring fore a new understanding of race which was rooted in the Caribbean and thus deconstruct the New *Negro* ideology in Toronto and Montreal. These new immigrants who were more educated and had professional skills changed the demographics of blacks and the meaning of blackness in Canada (80). The New Negro in the Canadian context was a multi-generational Canadian, Afro-Caribbean, or African American immigrant (46). She also demonstrates that Caribbean people brought their own form of leadership, beauty culture and understanding of race. Caribbean black Canadians founded newspapers that promoted the ideas of the Garvey movement (Garveyism), beauty culture and news about their communities (47).

Black newspapers in Toronto played a major role in promoting beauty culture products in the post war years as well as in addressing racism in Canada, an issue that continues to remain hidden in Canadian narratives. The author reveals the power of the local beauty salon as a private meeting space for black females. Black women used beauty culture to reshape not only hair and skin, but also their communities and their personal uplift.

The book's intended audience is both academic and non-academic black Canadian and African American readership, who can relate to the subject of “black beauty culture” in Canada. “Beauty culture,” as African American women coined the term and later taken by African Canadian women in their own field of hair and skin care in the early 1900s, is worth particular study in Canada because this area of research is rare. The book also fills in the historical record about black Canadian women between the two world wars as well as in the 1960s. This book is a major contribution to our understanding of not only the history of African Canadians but it fills in a void in the contribution of black Canadian women in the beauty industry and how their

involvement helped to shape different forms of identity and political activism.

Rahab Njeri

Maria Löschnigg/Martin Löschnigg (eds.), *The Anglo-Canadian Novel in the Twenty-First Century: Interpretations*, (Anglistische Forschungen, Vol. 466), Heidelberg: Universitätsverlag Winter, 2019 (266 pp.; ISBN 978-3-8253-4640-9; EUR 40)

Canada's slogan for the Frankfurt Book Fair 2020/21 is “Singular Plurality”, aptly highlighting the country's diversity as its most prominent trademark as well as characterizing the dynamic and active contemporary Canadian literary scene. Accordingly, *The Anglo-Canadian Novel in the Twenty-First Century: Interpretations* emphasizes that “in the early twenty-first century, English-Canadian writing is representative, in many ways, of a global Anglophone literature in the sign of multi- or trans-culturalism” (9). The book was published in December 2019 on the occasion of the twentieth anniversary of the Centre for Canadian Studies at the University of Graz, Austria; no doubt, a good reason to look back at twenty years of English-Canadian novel writing.

If the title of the publication implies a comprehensive stocktaking, its subtitle *Interpretations* suggests that it rather “aims at a selective critical inventory of Canadian novels in English published during the last two decades” (9). As a matter of fact, the editors did not define a set body of books to be discussed in this volume, but rather asked literary scholars from across Europe and Canada, all experts in the field, to either choose from “a broad selection of notable novels compiled according to reviews, literary awards and personal recommendations” (9) or to suggest a novel of their own choice. The result is a kaleidoscope of novels discussed in twenty-five chapters that showcases a polyphony of voices, perspectives and viewpoints as well as narrative styles that are characteristic of contemporary Canadian

novel writing. The option of choosing a novel freely may be the reason why the twenty-five chapters only introduce twenty-two novelists: Two chapters each are dedicated to novels by Margaret Atwood, Joseph Boyden and Frances Itani.

Since the book targets not only the academic reader but also a general readership, the articles seek to "combine the format of the 'companion' entry and the scholarly article" (9). Thus, the various chapters introduce and provide in depth insights into the respective novels by focussing on specific aspects of each text, put them into the broader context of the writer's oeuvre, and relate them to general developments in Canadian novel writing. The novels included in the volume are thus not necessarily the novelists' most recent publications, but anchor texts that serve as illustrative examples of the diversity of styles and themes that characterize the Anglophone Canadian novel in the past 20 years. The novels are set in Canada, Asia and Europe and they cover and sometimes combine and blur a broad range of genres and narrative strategies: historical fiction and war novels, dystopias, an it-narrative and crime and thriller fiction, (auto-)biographies, memoirs, *Bildungsroman* and a novel of generations, trauma narratives and a protest novel, a Shakespeare adaptation, regional literature, and immigrant stories.

Browsing through the list of chapters, readers will therefore quickly realize the choir of the many voices the writers represent, and they have to make a choice with whom to start, perhaps with Margaret Atwood or Michael Ondaatje, or rather with the Indigenous writers such as Thomas King, Tracy Lindbergh, or Eden Robinson. There are also Guy Vanderhaeghe's western trilogy and novels by Jane Urquhart and Michael Crumme to explore, and George Elliott Clarke's, Dionne Brand's or André Alexis' works illustrate the range and vitality of Black Canadian writing. Other writers represented include Rohinton Mistry, and Madeleine Thien, Emily St. John Mandel, Don Gilmore, Douglas Glover, Miriam Toews, and Richard B. Wright. I will leave it to the

prospective reader to choose, but not without singling out the chapter that introduces Timothy Findley, one of Canada's greatest writers, who died on 20 June 2002, and his last novel, *Pilgrim*. It can be considered "a fin de siècle narrative" (95) and it deserves to be in this volume as perhaps Findley's personal contribution to "[t]urning the page" (95) into the new Millennium.

The chapters in this volume draw from the past, describe the present and look ahead into the future, and they all show that Anglophone Canadian literature in the 21st century does not only mean that a page has been turned for a new beginning, but rather that storytelling in Canada is more diverse than ever before. The volume is a tribute to storytelling and it opens the door for anyone with an interest in the many facets of Anglophone Canadian novel writing, and not only of the past twenty years. It invites the reader to enter the many "spaces" of Canadian writing and to enjoy a literature that deserves every bit of the international acclaim it gets – and more.

Albert Rau

Helene Vosters, *Unbecoming Nationalism. From Commemoration to Redress in Canada*, Winnipeg: University of Manitoba Press, 2019 (262 pp.; ISBN 978-0-88755-841-2; CAD 27,95)

Helene Vosters' *Unbecoming Nationalism* offers a key contribution to the ongoing debate about Canadian national ideology. It examines the Harper and Trudeau administrations through spectacles of commemoration, a "government founded social memory industry" (4). To gain a perspective of the present moment's engagement with the (national) past and the logic of "settler-Canadian forgetfulness" (4), Vosters productively reads Canada's peacekeeping image against Indigenous resistance. The book chapters integrate architectures, objects, spectacles and grassroots activism, and performance art: they focus on the Highway of Heroes (2007), the Canadian War Museum (2005),

the Canadian soldiers' uniform, and the Winnipeg Canadian Museum of Human Rights (2014), to culminate in a discussion of Canada 150, the dominion's sesquicentennial celebrated in 2017.

Unbecoming Nationalism compellingly maps the cultural specifics of Canadian nationalism, such as the importance of the two World Wars for the formation of a national identity, its pivoting on a humble, no-nonsense alternative to its Southern neighbor, and its military image as beneficent peacekeeper, a "geopolitical moral exceptionalism" (7). Vosters observes that the militarization of culture and society under the Harper administration has been continued, alarmingly, during the liberal Trudeau government, but "under the radar of public debate" (5). Against the peacekeeping narrative, Vosters posits her concept of an unbecoming nationalism, as both descriptor of that "which detracts from or renders less attractive one's image of reputation", and as process of the "multiply situated practices and projects that work to unsettle, decolonize, dismantle, or unbecome Canadian settler-colonial nationalism" (9).

This agenda of unbecoming is put to work most intriguingly in Vosters' methodology: drawing from "lexicons of written scholarly work and aesthetic and embodied practice" (8), she sets her own artistic work of the last decade (described as "countermemorial performance meditations", 220) against scholarly analyses of institutionalized commemoration, *lieux de mémoire* and their reception. Interspersing academic argument with journal entries and photos from her performances, the book advances an "embodied inquiry" (220), developed from Diana Taylor's work on performance and memory politics. As a result, *Unbecoming Nationalism* is both subjectively engaged and epistemologically decentered: with its pivot on critical (self-) observation and activism, it *performs* tasks of unbecoming, unraveling, undoing objects and spectacles. Crucially and impressively, this methodology resists a typically deconstructive urge to reassemble the bits and pieces into something new. Instead, Vosters

relies on metaphors of suture and looseness: the book asks many questions and replaces the persona of scholar/ researcher with that of the artist/activist/ experienter. A few pages in, the introduction installs a "Glossary Break" (9); a little later, the argument is captured as two "duelling" threads (12, 17), a metaphor left hanging, to stay with the symbolism, as a loose end.

The method of "embodied enquiry" makes for a reading experience that invites us to join the performance. Vosters encourages this by layering observation onto conversation, description onto an often inquisitive response. Vosters' strategic resistance to define, categorize and thus coerce things into the archive percolates in chapter 3 about the Canadian uniform. The chapter begins with the rape-murder committed by a military member later discharged dishonorably, when the authorities burned his uniform to cinders and melted his medals. Vosters reads this dismantling of the soldier-turned-murderer through her performance project *Unravel: A Meditation on the Warp and Weft of Militarism* (2011-14), in which she decomposed military fatigues down to their threads and buttons. The undoing of the uniform also involved the "temporal dragging" and unloosing of militarism and mourning, while queering its gender-binary lexicons (153). Photos of participants in "Unravel" and the questions bystanders asked make the reader consider her own feelings about the project. Thus, *Unravel* and Vosters' other countermemorial performances are the core of her scholarly work in *Unbecoming Nationalism*: They nudge us to reflect, respond, unbecome our own views of memory politics.

In light of this innovative methodology, the categories advertised on the book's back cover, "nationalism" and "museum studies", are far from on spot: It is commendable to readers interested in Indigenous studies, political science, memory studies, military studies, performance studies. Above all, *Unbecoming Nationalism* offers an important contribution to Canadian settler colonial studies and to hemispheric studies. It draws from performance studies approaches by Diana

Taylor, Cocos Fusco, or Laura Levin, and it also roots in feminist and queer interventions articulated by Sara Ahmed and Judith Butler; last but not least, Sarah Kane's play *Blasted* (1995, perf. Toronto 2010) frames Vosters' activism.

While Vosters offers rich readings of memory politics, the nation state's investment in this is not new: Specifically German-speaking readers will be reminded of memory studies concepts by, for instance, Maurice Halbwachs, Aleida Assmann, or Susan Neiman. Similarly, memorial debates south of the medicine line throw into even starker relief the Harper's and Trudeau's politics. My criticism here pertains to the strategic imbalance in the book: while it seeks to call out the hypocrisy of Canada's self-employment amidst endemic settler colonial violence, *Unbecoming Nationalism* deliberately falls short of contextualizing and historicizing Canada's nationalism – which would help identify the ideology under attack here. The argument's urge toward redress foregrounds Indigenous resistance to memory culture; but First Nations participation in or resistance to Canada's international military missions remains unclear.

From a cultural history perspective, Vosters' take on military nationalism sidelines the longer standing inquiries about a Canadian Francophone and Anglophone national literature(s) articulated from a Québécois speaker position framed by disenfranchisement, and mapped tentatively by Northrop Frye, and coaxed along by Margaret Atwood. While this criticism might wax like kitchen table psychology, I still feel the garrison mentality is intricate to what Vosters decries as Canada's story of the "(white) nation guided by the logics of rationality and compassion" (41): When you're fenced in, you have to keep those inner beasts in check. From this perspective, the pacifist-celebratory museum pedagogies Vosters describes make even more sense, as does their attempt to gloss over the instabilities of postmodern Canadian literature. Beyond the fence, literally, the humorous elements in Indigenous resistance such as Kent Monkman's offer a

break from the settler colony's doom and gloom aesthetic.

Helene Vosters' book is commendable to Canadian Studies readers for all of the reasons listed above. It articulates a powerful response to Justin Trudeau's proclamation of a "postnational" Canada: It challenges its readers to become "embodied inquirers" and see, feel, respond for themselves to the hypocrisy of a settler colonial nation's (military) memory politics. With this engaging methodology, *Unbecoming Nationalism* lays bare the problematic work of two affects that forge imagined communities and are therefore routinely exploited by nation states: elation and mourning.

Stefanie Schäfer

Heike Paul/Ursula Prutsch/Jürgen Gebhardt (dir.), *The Comeback of Populism. Transatlantic Perspectives*, Heidelberg: Universitätsverlag Winter, 2019 (296 p.; ISBN 978-3-8253-4635-5; EUR 38).

Depuis quelques années, le concept de populisme est devenu une clé d'analyse incontournable pour décrypter les dynamiques politiques contemporaines. Les dernières décennies ont vu une explosion de travaux sur le sujet qui laisse le champ d'études traversé de nombreux débats. Alors que le champ semble parfois saturé d'interventions, la question se pose à savoir ce qu'apporte un nouvel ouvrage sur le sujet. L'ouvrage collectif ici présenté, un prolongement de la conférence annuelle 2017 de la *Bavarian American Academy*, se montre toutefois pertinent à plusieurs égards. Comprenant 16 interventions, *The Comeback of Populism* met en dialogue des spécialistes situés des deux côtés de l'Atlantique. Multidisciplinaire dans son contenu, il interroge plusieurs thèmes centraux dans l'étude du populisme. Les lecteurs y trouveront des essais portant sur sa relation avec le nationalisme, la démocratie, l'extrémisme de droite, le productivisme, les affects, sur ses manifestations dans les mouvements sociaux, ainsi que de son application aux études culturelles et aux

études électorales. Il brosse donc un tableau large des horizons thématiques que la recherche sur le populisme permet d'aborder.

The Comeback of Populism s'ouvre avec une introduction de Heike Paul qui propose une définition flexible du populisme s'éloignant de jugements normatifs au profit d'analyses contextuelles sensibles aux spécificités des manifestations empiriques. Le populisme est associé à des similarités de formes plutôt que de contenu, et défini comme « a set of assumptions about the political sphere and the (ab)uses of political language » (3). Évitant les écueils que soulève une approche du populisme en tant qu'idéologie, l'ouvrage réussit à intégrer des contributions qui voient le populisme sous son versant négatif, en tant que vecteur d'exclusion et d'érosion des institutions démocratiques, ainsi que dans son versant positif, en tant que force démocratique pouvant (re)politiser des enjeux négligés et incorporer des acteurs marginalisés dans le débat public.

Les premières contributions prolongent le travail de contextualisation amorcé en introduction. Hans Vorländer (« Populism and Modern Democracy – An Outline ») identifie cinq caractéristiques qui constituent le *modus operandi* du populisme ainsi que les dangers qu'il pose selon lui pour la démocratie, alors que Frank Decker, dans « Populism in Germany and Abroad », poursuit en discutant des causes et caractéristiques des droites populistes contemporaines en Europe et en Allemagne. Dans « "We the People" », Jürgen Gebhardt propose un retour historique sur le concept de populisme, phénomène qu'il juge inséparable de l'ordre démocratique moderne, et soulève la tension entre la démocratie représentative et l'idée de souveraineté populaire, toujours en proie, à l'ère de la politique de masse, à la subversion démagogique.

L'ouvrage se tourne ensuite sur les États-Unis. Michael Hochgeschwender (« US-Populism in the Late Nineteenth Century ») dresse le portrait du populisme américain du 19^e siècle, alors que Zhou, Hillygus et Aldrich (« Understanding the Trump Win ») revien-

nant sur l'élection de 2016 et montrent que le populisme de Trump n'a pas influencé le comportement électoral de manière importante. La montée des médias sociaux, indissociable du populisme contemporain, est prise comme objet par Laura Vorberg (« #BasketofDeplorables ») qui analyse l'usage de Twitter par Trump lui ayant permis de se présenter efficacement comme homme du peuple et contrer les attaques de Clinton. Michael Oswald (« Jobs, Free Trade and a Conspiracy »), pour sa part, analyse 187 discours de Trump pour éclairer un aspect important du répertoire populiste, le productivisme, et sa capacité à rallier une classe ouvrière anxieuse à son opposition au libre-échange et à l'*establishment* démocratique.

L'ouvrage aborde ensuite le populisme à travers le prisme des émotions et de la sentimentalité, notamment via la contribution de Simon Strick (« Right-Wing World-Building ») qui étudie le rapport au corps et à la sexualité dans les communautés web de l'*Alt-Right*. Deux textes suivent en analysant le populisme de gauche. Akwugo Emejulu (« Feminism for the 99% ») esquisse un féminisme populiste partant des expériences vécues de femmes marginalisées pour reconceptualiser l'idée de peuple et favoriser le dialogue entre féministes, anti-impérialistes et anticapitalistes. Nicole Anna Schneider (« Redefining "We the People" ») analyse quant à elle l'activisme visuel au sein du mouvement Black Lives Matter et soutient que les photographies militantes permettent la construction d'une identité populaire en opposition aux élites. Deux essais en provenance des études culturelles suivent. Sascha Pöhlmann (« Missing the People ») offre avec une réflexion intéressante sur le rapport ambigu entre populisme et culture populaire dans la littérature américaine, alors que Donatella Izzo (« Pop(e)ulism ») aborde le phénomène populiste sous le néolibéralisme à travers l'analyse d'une série télévisuelle italienne. Les deux derniers essais, l'un comparant Trump aux populistes latino-américains (Carlos de la Torre) et l'autre comparant Bolsonaro à Vargas et Trump (Ursula

Prutsch), permettent de clore l'ouvrage en soulignant son approche comparative et transatlantique.

Tel que le démontre ce bref compte rendu, l'ouvrage saura être pertinent pour de nombreux spécialistes, et facilitera sans doute un dialogue entre spécialistes germanophones et anglophones. Alors que certaines interventions mériteraient d'être plus développées, comme celle d'Emejulu, que le populisme gagnerait parfois à être distingué plus clairement de catégories d'analyse voisines et que la dimension comparative pourrait être approfondie dans les textes individuels, l'ouvrage reste très pertinent en ce qu'il constitue une rare collection d'approches distinctes et complémentaires sur le phénomène, chose qui manque actuellement dans la recherche sur le populisme.

François Tanguay

Steve Marti/William John Pratt (dir.), *Fighting with the Empire. Canada, Britain, and Global Conflict, 1867-1947*, Vancouver-Toronto: UBC Press, 2019 (220 p.; ISBN 978-0-7748-6041-3; CAN 29,95)

Dans leur récent ouvrage collectif, *Fighting with the Empire. Canada, Britain, and Global Conflict, 1867-1947*, Steve Marti et William John Pratt réunissent neuf textes innovateurs s'intéressant au développement des liens canado-britanniques lors des conflits impériaux. Ces relations ont souvent été analysées dans une perspective « nationaliste » afin de montrer la « quête » de l'indépendance du Canada face à l'impérialisme britannique, bien que ce dernier soit bien présent dans la construction de l'identité canadienne. Ironiquement, ce même nationalisme a été accentué par un sentiment impérial accru chez les Canadiens lorsqu'ils participent à, ou anticipent, une guerre aux côtés des Britanniques. En effet, ce livre montre que les idéologies nationaliste et impérialiste s'entrecroisent dans la construction politique, culturelle et identitaire du Canada, expliquant la participation, souvent bien acceptée, des Canadiens aux conflits

impériaux britanniques, notamment la Guerre des Boers, la Première Guerre mondiale et la Seconde Guerre mondiale. Il explore ainsi comment les Canadiens ont imaginé leur relation avec la Grande-Bretagne et développé une identité impériale à travers l'expérience de la guerre et la conduite de la diplomatie.

Ce livre s'inscrit dans une historiographie émergente revisitant l'histoire internationale du Canada en dehors du récit « nationaliste ». S'insérant dans les « récents » sous-champs de l'histoire diplomatique, de l'histoire impériale et de l'histoire des guerres et conflits, issus du *cultural turn*, cette approche s'intéresse à la construction culturelle du Canada et étudie les politiques intérieures et extérieures canadiennes par rapport aux contacts transnationaux établis avec les autres espaces. Se faisant, les historiens questionnent les liens développés entre le Canada et la Grande-Bretagne en explorant la conceptualisation de l'identité canadienne à la fois par la population et les décideurs. Cet ouvrage contribue à cette discussion en examinant comment les liens impériaux et le nationalisme canadien ont évolué dans différent contexte politique, social et diplomatique. Les contributions suggèrent que la conceptualisation de l'Empire et celle de la nation en contexte de guerre ne sont pas aussi diamétralement opposées que l'ont souvent interprété plusieurs Canadiens, mais plutôt que l'impérialisme et le nationalisme demeurent imbriqués.

Au centre de ce processus de transferts culturels tel que suggéré par les auteurs de l'ouvrage, nous retrouvons les concepts de race et d'ethnicité. Ces concepts, souvent vus comme des catégories d'exclusion, sont plutôt examinés ici afin de montrer l'influence de la culture britannique, *Britishness*, sur les Canadiens, notamment en matière d'immigration et de relations avec les Premières Nations. Les contributions arguent que la mobilisation du Canada pour l'effort de guerre britannique, ou l'anticipation d'un conflit, ont forcé les Canadiens à réfléchir à leur approche à la nation et leur attachement à la *Britishness*. Parallèlement, les chapitres

montrent que l'héritage britannique, bien qu'ancré dans l'identité canadienne, s'effrite dans les relations transnationales entre Londres et le dominion au fil des conflits et de la diplomatie incitant les Canadiens à repenser leur place dans l'Empire et dans le monde, ainsi qu'à réévaluer le caractère britannique de leur identité en marge de la construction d'un nationalisme. Cet argument vient ainsi nuancer le récit patriotique proposé par les historiens militaires s'intéressant à l'expérience canadienne des champs de bataille, où les soldats sont devenus des « Canadiens » en rejetant l'identité britannique.

L'ouvrage se décline en trois parties contenant chacune trois chapitres traitant de la période coloniale (1867-1914), de la Première Guerre mondiale et de la Seconde Guerre mondiale. Le livre présente un éventail original d'acteurs ayant participé aux discussions, aux débats et aux dialogues se rapportant à la transformation du sentiment impérial britannique au Canada. La première partie, « Mobility and Mobilization », examine comment le processus de mobilisation et les mouvements de population ont influencé la diaspora britannique au Canada à confronter leur « nationalisme impérial ». Les contributions s'intéressent à l'expérience des soldats canadiens durant la Guerre des Boers comme « agents de l'Empire », l'œuvre patriotique du groupe *Imperial Order Daughters of the Empire* entre 1914 et 1918 et les rapports des censeurs canadiens révélant l'émergence d'un sentiment « nord-américain » chez les soldats canadiens durant la Seconde Guerre mondiale. La partie suivante, « Persons and Power », aborde les discours des individus représentant officiellement les autorités britanniques ou canadiennes : les officiers britanniques responsables de la milice canadienne avant 1914, la politique d'unité nationale du Département des Affaires extérieures durant l'entre-deux-guerres et la visite officielle du couple impérial au Canada en 1939. Le livre se termine avec la partie, « Hardly British » qui explore la signification complexe de l'Empire chez les Canadiens de descendance non britannique

tels que les Canadiens français, les travailleurs « étrangers », et bien sûr, les membres des Premières Nations.

De par l'approche proposée, ce collectif fascinant ouvre de nouvelles perspectives sur le passé impérial du Canada. Il est à espérer que cette publication motive les historiens à poursuivre cette avenue de recherche prometteuse, surtout que son contenu demeure quelque peu limité. La taille restreinte du livre et des chapitres dessert malheureusement le propos du livre. Des interventions plus fournies, ainsi qu'un nombre plus élevé de contributions auraient certainement aidé à illustrer les réflexions pertinentes soulevées par les deux éditeurs et donc mieux démontrer l'argument du livre. De plus, le point de vue employé demeure plutôt « canadien » au lieu d'une perspective transatlantique incluant davantage la Grande-Bretagne. Néanmoins, cet ouvrage novateur forme un outil fort utile dans l'enseignement universitaire sur la construction de l'identité canadienne. Sa lecture est recommandée pour toute personne s'intéressant à l'histoire internationale du Canada durant la première moitié du XXe siècle.

Jean-Michel Turcotte

Margaret MacMillan, *Le lionceau : Le Canada et la Grande Guerre*, Ottawa : Les Presses de l'Université d'Ottawa, 2019 (148 p. ; ISBN 978-0-77663-132-5 ; CAD 14,95)

Parmi les historiens et les historiennes canadiens, Margaret MacMillan est certainement l'une des plus connues et l'une des plus distinguées. Professeure d'histoire à l'Université de Toronto et professeure émérite d'histoire internationale à l'Université d'Oxford, Macmillan est reconnue mondialement pour ses livres sur la Première Guerre mondiale (*Paris 1919: Six Months that Changed the World*, Penguin Random House, 2003; *The War that Ended Peace: The Road to 1914*, Penguin Random House, 2014). Son talent pour la narration et les nombreuses anecdotes captivantes fait la renommée de

ses œuvres lui ayant valu de nombreux prix et reconnaissances. C'est d'ailleurs cette carrière d'exception qui a motivé le Centre des Arts de la Confédération à lui remettre la médaille Symons, d'où l'objet de ce court ouvrage. La médaille Symons est remise chaque année à un ou une lauréat(e) « ayant contribué de façon exceptionnelle à la société canadienne ». Lors de la cérémonie de remise, le ou la récipiendaire se voit donner l'opportunité de présenter une grande conférence sur « l'état actuel et futur de la Confédération et de ses perspectives sur la scène internationale contemporaine ». Dans le but de partager cette discussion avec un plus vaste public, Les Presses de l'Université d'Ottawa publient dans un format complètement bilingue les allocutions prononcées dans le cadre de cette cérémonie.

C'est donc lors de cette soirée organisée en son honneur que Margaret MacMillan s'est adressée à l'auditoire sur l'un de ses sujets de prédilection, soit le Canada et la Première Guerre mondiale. Ce sujet était d'autant plus actuel considérant les commémorations à travers le monde entourant le centième anniversaire de l'armistice, rappelant ici le caractère global de cette guerre. La présentation de la professeure MacMillan avait notamment pour but de souligner la survie « improbable » de la Confédération canadienne à ce conflit destructeur. Elle y trace les grandes lignes de la participation canadienne à la Première Guerre mondiale, et surtout, ses impacts sur le développement politique, culturel et social du Canada, qu'elle qualifie à la fois de positifs et de négatifs. L'historienne rappelle que c'est la Grande Guerre qui a façonné le Canada comme nation à la fois dans l'esprit de plusieurs Canadiens, souvent vue par plusieurs comme le moment fondateur de l'identité canadienne, et sur la scène internationale pour les autorités politiques. Entamant le conflit comme dominion britannique, le « lionceau » canadien, en raison de sa contribution et de ses sacrifices autant sur le front intérieur qu'à la crête de Vimy, s'est distancé de l'influence de la Grande-Bretagne pour devenir pleinement indépendant de sa

politique extérieure quelque années après la fin des hostilités.

Pourtant, comme le mentionne si bien MacMillan, la guerre 1914-1918 a bien failli voir le pays s'effondrer durant la crise de la conscription causant une profonde et violente division politique et culturelle entre francophones et anglophones. La Confédération, bien qu'ébranlée, a tout de même survécu à cette période trouble contrairement à plusieurs régimes à travers le monde, montrant ainsi une « incroyable » capacité de résilience. La victoire du Canada n'est donc pas seulement sur le plan militaire en Europe, mais aussi sur les plans politique et culturel dans la construction de la nation canadienne qui prend conscience de son identité, de sa nature et de ses forces. La grande réussite du Canada selon l'historienne est la construction d'un système politique et constitutionnel et d'une culture politique « suffisamment souples » pour permettre l'existence de différends au sein de la population sans causer d'affrontements destructeurs. Ces points méritent d'être reconnus « à leur juste valeur » puisque l'endurance et la survivance « improbable » du Canada malgré la dévastation à l'échelle planétaire provoquée par la Première Guerre mondiale démarquent ce pays des autres nations autour du monde.

MacMillan résume de manière concise et succincte les points centraux du récit national de la participation du Canada à la Grande Guerre. Bien que fortement teinté du nationalisme « libérale » canadien, d'où l'introduction de Wade MacLauchlan, premier ministre de l'Île-de-Prince-Édouard où se tenait la cérémonie, et en raison de la nature même de son objet (la médaille Symons), cet ouvrage rappelle non seulement à quel point Margaret MacMillan est une historienne exceptionnelle de par la finesse de son analyse, ainsi que la profondeur de sa réflexion sur la Première Guerre mondiale, mais aussi à quel point ce conflit est majeur dans l'histoire du 20^e siècle. Lire l'allocation de Margaret MacMillan sur cette guerre nous rappelle que cet événement, malheureusement trop souvent oublié dans la mémoire de plusieurs Canadiens et Canadiennes, a fait basculer l'ordre

mondial établi et forcé irrévérablement la restructuration du monde après 1918. C'est dans ce monde que le Canada s'est affirmé avec succès comme une nation à la fois à l'échelle nationale et internationale. La participation à la guerre a donc contribué indirectement selon MacMillan à la construction de la stabilité politique, de la diversité culturelle et linguistique, et donc, à la prospérité du Canada. Cette réussite comme le rappelle le professeur Edward MacDonald dans sa postface, est particulièrement utile d'être rappelée et mise en valeur pour comprendre l'état actuel du monde, surtout dans un contexte marqué par la polarisation du discours politique dans les sociétés occidentales.

Jean-Michel Turcotte

Mary Jane Logan McCallum/Adele Perry, *Structures of Indifference: An Indigenous Life and Death in a Canadian City*, Winnipeg: University of Manitoba Press, 2018 (186 pp.; ISBN 978-0-88755-835-1; CAD 17,95)

In *Structures of Indifference*, historians Mary Jane Logan McCallum (Munsee Delaware Nation) and Adele Perry examine the circumstances and aftermath of Brian Sinclair's death in 2008. Sinclair was a non-status Anishinaabe man who died of a treatable sepsis after being ignored for 34 hours in the emergency room of the Health Sciences Centre (HSC) in downtown Winnipeg. As evidenced by the HSC's video recording – "the only entity that consistently 'saw' Brian Sinclair" (19) –, hospital staff ignored the visibly disabled Sinclair, who was perceived "as an Indigenous man, not as a patient" (26). The authors show that Sinclair's death is symptomatic of the systemic neglect through which settler-colonial structures endanger Indigenous lives. While highlighting the lethal failures of a two-tiered Canadian health care system, McCallum and Perry also make visible Brian Sinclair's kinship ties and foreground Indigenous labour, activism, and systems of care.

Structures of Indifference is a necessary read. It is accessible and concise yet detailed. Written in lucid prose, it embodies rigorous scholarship informed by an ethics of care. Published ten years after Brian Sinclair's death with the consent of his family, the collaborative study centers Sinclair and follows in the footsteps of the advocacy by his family, Aboriginal Legal Services, Ka Ni Kanichihk, and other social justice organizations. It is grounded in extensive historiographical literature and a careful analysis of the archive produced by the court, the media, Sinclair's family, and advocates of the Brian Sinclair Working Group, in which McCallum participated (see ignoredtodeath-manitoba.ca). The introduction defines the authors' approach to archives, settler colonialism, intersectionality, and racism, and provides a timeline of the 34 hours during which staff failed to care for Sinclair at the HSC's Emergency Department between September 19 and 21.

The first chapter on "The City" chronicles the history of kinship relations and shifting power dynamics "on the storied and ancient lands of Anishinaabeg, Cree, and Metis people" (29). Starting at the Forks between the Red and Assiniboine Rivers, the authors trace the long histories of Indigenous presence, kinship networks, and trade. They outline the arrival of the Anishinaabeg in the late 18th century, the history of the Red River colony, and Metis resistance to 19th-century racial thinking and land transfers, as a result of which Manitoba became "the only Canadian province to enter Confederation on its own, explicitly Metis, terms, and in armed conflict" (36). Canadian militia led by Colonel Wolseley, mob violence, the division of land, immigration policy, and the transcontinental railroad slowly transformed the Red River Colony into a settler space. Importantly, the authors emphasize kinship ties between Metis, First Nations, and settlers, and retrace Sinclair's ancestral connections to Treaty 1 and Treaty 5, which are promises to share the land rather than agreements to cede the land. This Indigenous-centered understanding of treaties features prominently in

current scholarship, such as Sheldon Krassowski's *No Surrender* (2019) and McCallum and Maureen Lux's upcoming publication on treaty rights to healthcare. Perry and McCallum further delineate the history of segregation, the Indian Act, residential schools, and the pass system. They provide a demographic overview of Winnipeg's Indigenous population since the city was incorporated in 1874 and chronicle the "patterns of segregation" in Western Canada that were replicated in Winnipeg (53), which nonetheless became a hub of Indigenous organizing and artistic creation in the late 1960s.

The second chapter similarly locates the hospital which left Brian Sinclair to die "in what is both an unmistakably Indigenous and enduringly colonial place" (65). The authors situate the HCS by examining the history behind the names of hospital wings and the surrounding streets, which point to the complex and intertwined history of Indigenous and settler presence. Sinclair died in the building named after Ann Thomas Callahan, a Cree nurse who helped to create the first Indigenous nursing organization in the 1970s. Among other things, the book's numerous illustrations highlight the labour of Indigenous women who significantly contributed to the development of medical infrastructure as community organizers, fundraisers, and nurses. Addressing misconceptions about taxes, the authors relate how Indigenous people have been fighting for a more equitable access to medical institutions that already benefit from Indigenous land, resources, and labour.

The third chapter focuses on the aspects of Brian Sinclair's life that intersect with the previously outlined histories. It traces the loss of Indian status as a result of the Indian Act, a status that should have been restored to Sinclair in the aftermath of Bill C31.

However, Sinclair never benefitted from Indigenous treaty rights while remaining subject to "the racialized logic of health care" (111). The authors situate Sinclair's experience of poverty and housing insecurity within the larger history of land theft and child removal in Southern Manitoba while recognizing Sinclair's social networks and his volunteer work. They rectify mischaracterizations of intoxication and homelessness, which were falsely ascribed to Sinclair to "naturalize his death" (125).

The conclusion examines the failings of the final inquest, which ruled Brian Sinclair's death to be an exceptional incident attributable to colour-blind human failure rather than the result of systemic racial bias. Despite the extent of the inquest, in which 84 witnesses testified in 2013 and 2014, the recurrent metaphor of the "perfect storm" and the focus on the failings of the triage system ultimately deflected accountability, implicitly blamed Sinclair, and disregarded racism and colonialism as factors contributing to his death. By contrast, McCallum and Perry stress the co-constitutive nature of personal and systemic racism and draw important parallels with the deaths of Tina Fontaine, Errol Greene, and Colten Boushie (for more on the latter, see Gina Starblanket and Dallas Hunt's *Storying Violence: Unravelling Colonial Narratives in the Stanley Trial*, 2020, written in collaboration with Boushie's family). Carefully considering the specificity of Brian Sinclair's history, *Structures of Indifference* challenges the universalizing discourse of Canadian healthcare and the final inquest.

I highly recommend *Structures of Indifference* to anyone interested in Indigenous studies, Canadian studies, settler-colonial studies, Manitoba and Winnipeg, critical race studies, and public health studies.

Patrizia Zanella